

DIE BIBLIOTHEK ALS IDEE

Die Bibliothek als Idee

Beiträge des Symposiums
– 10 Jahre LIBREAS. Library Ideas –
am ICI Kulturlabor Berlin

herausgegeben vom
LIBREAS. Verein e.V.

Berlin, Chur, Dresden, Exeter, München

2016

© 2015 / 2016 Die Autorinnen und Autoren

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 3.0
Lizenz.

Satz und Layout: Redaktion LIBREAS unter Verwendung von pandoc und L^AT_EX.

Webausgabe: <http://libreas.eu/ausgabe28/>

Quellcoderepository: <https://github.com/libreas/ausgabe28>

Wir bedanken uns herzlich bei der |a|S|tec| angewandte Systemtechnik GmbH für die finanzielle Unterstützung des Drucks.

Unser Dank gilt überdies der Firma Citavi und an das ICI Kulturlabor Berlin, die das Symposium unterstützt haben.

Bedanken möchten wir uns bei unseren Referentinnen und Referenten und Gästen. Ein besonderer Dank an Corinna Haas, ... für Ihre Unterstützung. Ohne Euch hätten wir es nicht geschafft.

Wir widmen den Tagungsband den Mitglieder_innen des LIBREAS. Verein e.V.

Inhaltsverzeichnis

Redaktion LIBREAS

Editorial	1
---------------------	---

Karin Aleksander

Ist eine transdisziplinäre Bibliothek möglich? Oder: Wie die Geschlechterforschung Idee und Ideal der Biblio- thek herausfordert	7
--	---

Ute Engelkenmeier

Das Bild der Bibliothek und Bibliothekare in den Fernseh- genres Comedy und Komödie	39
--	----

<i>Frank Hartmann</i>	
Dokumentation als Gegenidee zur Bibliothek	73
<i>Kirsten Wagner</i>	
Die architektonische Idee der modernen Bibliothek	87
<i>Hans-Christoph Hobohm</i>	
Vom Ort zum Akteur. Heterotopologie + Akteur-Network-Theorie auf die Bibliothek bezogen	147
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	177

Editorial

Redaktion LIBREAS

„Okay. Fetzt.“ (Maxi)

Eine Idee, welche in den letzten Monaten immer wieder einmal in bibliothekarischen Zusammenhängen auftaucht, ist das Storytelling. Man weiss nie wirklich, was man davon halten soll: Ist das ein schlechter Marketing-Witz, ein Versuch unkreativer Menschen sich den Nimbus der Schriftstellerin zu borgen oder eine ernstzunehmende Methode? So oder so: Offenbar lässt sich vieles in zusammenhängenden Stories erzählen, mit klarem Anfang, Ablauf, Höhepunkten und Ende. Auch die letzten zehn Jahre der LIBREAS. Library Ideas liessen sich so fassen. Eine Gruppe Studierender mit einer Idee, die sie

durchziehen auf dem Weg durch ihr Leben (ihre Ausbildung, ihr inhaltliches, persönliches, professionelles Wandern durch Karrieren, Lebensentscheidungen und Ortswechsel), ausbauen und dann zu einer Veranstaltung hin führen, die wieder an den Anfang anschliesst. Aber (und hier kommen sehr schnell wieder Zweifel an der Ernsthaftigkeit des Konzeptes Storytelling auf): So eine klare Geschichte findet sich in schlechten Romanen und Filmen. Gute Geschichten, gute Bücher und Filme, zeichnen sich dadurch aus, solchen einfachen Templates nicht zu folgen. Dies gilt gerade in den postmodernen Zeiten, in denen wir heute leben. In ihnen werden Entscheidungen nicht getroffen, um eine Geschichte weiterzutreiben, sondern weil sie getroffen werden müssen; in ihnen werden Inhalte aufgegriffen, weil es gerade ein Interesse daran gibt, nicht weil sie sich zu einer allumfassenden Schlussmoral aufbauen. Und schöne Bilder sind schön, weil sie sich ergeben, nicht weil sie als überwältigende Bilder geplant sind. Gute Geschichten sind so komplex wie die Welt. Und sie kommen genau wie diese zwanglos und bestenfalls in ihrer Rahmung geplant.

Wie gesagt: Die ersten zehn Jahre der LIBREAS. Library Ideas liessen sich bestimmt, wenn man viel weglässt und geradebiegt, als zusammenhängende Erzählung fassen: Hervorgegangen aus den leicht verbrauchten, wilhelminischen Hallen des Berliner Instituts für Bibliothekswissenschaft mit der Idee, zu fragen, was eigentlich die Idee der Bibliothek ist; über viele,

viele Texte, Ausgaben, inhaltliche Entscheidungen, dem Auftauchen von neuen Personen oder teilweise auch wieder dem „Verschwinden“ von Einzelnen aus der Geschichte, den persönlichen Entwicklungen (wir sind heute nicht nur fertig ausgebildet, sondern teilweise erstaunlich „erwachsen“ geworden, zum Teil), dann nach zehn Jahren an kommend in modernen, hellen, aufgeräumten Räumen des Berlin Institute for Cultural Inquiry, um in einer Veranstaltung die gleiche Frage wie am Anfang zu stellen: Was ist eigentlich die Idee der Bibliothek?

Ist das überzeugend? Wofür? Was wäre die Moral der Geschichte? Und wo sind dann all die fehlgeplanten Ausgaben, die Artikel, die angedacht, aber nie geschrieben wurden, die „un erwachsenen Seiten“ der Zeitschrift (und der Redaktion) hin?

Eher ist es so: Die Frage war im Namen der Zeitschrift angelegt, aber auch nach zehn Jahren noch immer nicht beantwortet, deshalb schien es inhaltlich sinnvoll, auf sie zurückzukommen. Die genannte Veranstaltung fand im September 2015 tatsächlich statt, mit Vorträgen, die von der Redaktion so ausgewählt wurden, wie auch seit zehn Jahren mehr oder minder die Zeitschrift entsteht: Nach dem subjektiven Interesse der Redaktion; so, wie wir sie gerne hören oder lesen würden – nicht unbedingt, weil sich damit ein Kreis zum Jahr 2005 schliessen würde. Den Schwerpunkt dieser Ausgabe bilden die Vorträge der Veranstaltung. Sie werden ergänzt durch Artikel, die ähnliches vermitteln, wie die Vorträge, nämlich das Wissen, dass

die Frage, was die Idee der Bibliothek ist, immer auch etwas anderes heisst, wenn sie von unterschiedlichen disziplinären Positionen aus gestellt wird. Die LIBREAS. Library Ideas verstand sich immer als eine Publikation, die den Blick aus anderen Disziplinen auf die Bibliothek ermöglicht – die Beiträge dieser Ausgabe zeigen unter anderem, wie differenziert „die Bibliothek“ von dieser Warte, besser: diesen Warten aussieht.

Oder anders gesagt: Die Frage ist immer noch nicht beantwortet, der Nexus der Bibliothek nicht benannt; aber die Antworten kreisen sehr komplex, anregend und in unterschiedlichen Zeitebenen. In einer „überzeugenden Geschichte“ wäre das wohl nicht so, aber es gibt kein abschließendes Happy End, nur ein Happy Stage, als Zwischenstufe und in diesem Fall tatsächlich auch als Bühne. Und es gibt einfach weiter ein Interesse daran, eine Zeitschrift zu machen, mit der die Redaktion selber zufrieden wäre. Wir sind sehr zufrieden, gerade mit der Vielfalt der Perspektiven. Wir hoffen, Sie/ihr auch.

Und schließlich spricht noch etwas dagegen, diese zehn Jahre in eine Story zu packen: Geschichten laufen immer auf ein klares Ende zu, bei dem die Personen der Story sich entwickelt haben werden und die Konflikte gelöst sind. Aber das ist nicht, was mit einer Zeitschrift passiert. Die Regel lautet immer: nächste Ausgabe=nächste Ausgabe.

Die aktuelle ist eine zu einem Jubiläum. Aber kein Ende. Wir machen weiter und wir hoffen, dass wir das mit Ihnen/euch gemeinsam tun.

Ihre/eure Redaktion LIBREAS. Library Ideas
(Berlin, Bielefeld, Chur, München)

Ist eine transdisziplinäre Bibliothek möglich? Oder: Wie die Geschlechterforschung Idee und Ideal der Bibliothek herausfordert

Karin Aleksander

Seit Dekaden schon wandert das Bild vom notwendigen Wandel der Bibliotheken als der einzigen Konstante für ihre weitere Existenz durch die Medien und die Köpfe. Wer die Kombination Wandel und Bibliothek in eine Suchmaschine tippt, bekommt mehr als 320.000 Einträge. Dabei geht es vor allem um neue Bibliotheksgebäude, um Digitalisierung und E-Books sowie um virtuelle und Gruppenarbeitsplätze. Auf diesen Gebieten gab und gibt es immer noch Nachholbedarf in vielen Re-

gionen. Aber ist damit alles erfasst, was mit Wandel gemeint sein könnte? Was soll/muss eine Bibliothek in einer Wissensgesellschaft idealerweise leisten? Mögliche Antworten auf diese Frage treffen den Kern bibliothekarischer Arbeit. Warum wird was wie und wozu gesammelt? Ist das Sammeln mit der Formularfassung beendet? Wie wird das Sammelgut aufbereitet und erschlossen? Was ist eine ideale Bibliothek? Auf jeden Fall stimmt: „Die perfekte Bibliothek ist ... Weg und Ziel zugleich.“ (Keller 2009) Die Zeitschrift LIBREAS hatte diese Perspektive in den bisherigen zehn Jahren ihrer Existenz unter den verschiedensten Aspekten im Auge.

Nebenbei: Dieser zehnte respektive 10. Jahrestag passt zahlenmäßig so besonders für diese Open Access-Zeitschrift, weil er aus 1 und 0 komponiert ist, weil er sofort an Bits und Internet erinnert oder an 1,0 für eine Top-Leistung. Es passt gar nicht im Sinne von 1.0 als Code für die erste industrielle Revolution. Ich will damit keine Analogie für die Bibliotheken andeuten, sie sind vor allem nicht primär mit industriellen oder ökonomischen Maßstäben zu messen! Aber selbst in dieser Zeit der Industrie 1.0 gab es in der Bibliotheksgeschichte revolutionierende Ereignisse, die bis heute wirken. Bekannt ist sicher der Paradigmenwechsel gegenüber der damaligen systematischen Ordnung, indem die Enzyklopädisten in England und Frankreich das „Wissen alphabetisch ordneten“ und „mit Querverweisen

vom üblichen Kreis des Wissens zu einem „Netz des Wissens“ übergehen“. (Capurro 2001)

Heute, wo mit Wörtern wie „Arbeit 4.0“ oder „Bibliothek 4.0“ (Hobohm 2007) phantasiert wird, sind die Bibliotheken herausgefordert, dieses Netz des Wissens sowohl immer enger zu knüpfen als auch gleichzeitig weiter zu spannen, damit die publizierte Information immer besser die Interessen der Nutzenden leiten kann. Das Bild der Bibliothek als Wissensspeicher, als Ort des Lernens ist für den Platz von Bibliotheken in der Wissensgesellschaft zentral. Betrachten wir die Bibliothek nicht als Raum oder Ort, sondern entsprechend ihrer Funktionen, dann wird an erster Stelle meist der Dreiklang von Sammeln, Ordnen und zur Verfügung stellen genannt (Ewert / Umstätter 1997). Aber reicht das heute noch aus? Die drei Funktionen erfüllen auch ein Verlag, der Buchhandel oder ein Internetantiquariat. Die Bibliothek kann und muss mehr aus ihrem Potential herausholen, wenn sie den kritischen Stimmen, die ihr Ende voraussagen, entgegentreten will. Ihr Potential sind die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit der verschiedensten Disziplinen. Ihre zentrale Aufgabe muss sein, diese Ergebnisse für Studium, Wissenschaft und Praxis so zu erschließen, dass sie effektiv genutzt werden können und unmittelbar wieder neue wissenschaftliche Fragen, also Unwissen, produzieren.

Meine Frage nach einer transdisziplinären Bibliothek soll den ständig notwendigen Wandel in Bibliotheken erneut zu-

spitzen auf die Frage Formal- versus Inhaltserschließung. *Kann die Bibliothek unter diesem Aspekt als transdisziplinäre gedacht werden?*

Bisher tauchte die Charakteristik transdisziplinäre Bibliothek noch nicht explizit in den 27 LIBREAS-Ausgaben auf. Allerdings waren „Philosophische Fragen in Bibliothek und Bibliothekswissenschaft“ das Thema im Winter 2006. Im Editorial schrieb die Redaktion damals zur Institution Bibliothek als Bezugssystem der Bibliothekswissenschaft: Dieses Bezugssystem „existiert nicht unabhängig von anderen Systemen, sondern ... vielmehr mit diesen in Wechselwirkung – ein Faktum, welchem unter den Stichworten ‚Inter-‘ bzw. ‚Transdisziplinarität‘ seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstärkt Rechnung getragen wird.“ (Redaktion LIBREAS 2006) Ganz frisch publiziert, sichtet Hans-Christoph Hobohm die Servicewissenschaft als transdisziplinär und Teil der Informationsswissenschaft. (Hobohm 2015) Ich selbst folge dem Thema Inter-/Transdisziplinarität seit der Gründung unseres Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung (ZiF, 1989) und verstärkt seit seiner Umbenennung in Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG, 2003). (Aleksander 2004, 2005)

In Fachdatenbanken fand ich zwar einzelne Titel bei truncierter Kombination beider Wörter, aber keine Angaben zur Kombination „transdisziplinäre Bibliothek“. Danach fragte ich

eine Suchmaschine und bekam einen einzigen Beitrag! Er zeigte die wirklich so bezeichnete „transdisziplinäre Bibliothek“ von Robert Jungk (1913-1994), seine „Zukunftsbibliothek“ in Salzburg, die sich seit 1985/86 in 41 Themenbereichen mit nachhaltigen Zukunftsfragen beschäftigt.¹

Ähnlich, mit ausgewählten gesellschaftlichen Problemfeldern, beschäftigt sich seit 1979/2004 die Bibliothek der Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF) an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Wien/Graz. Die Bibliothek in Wien versorgt ihre Fakultät mit Literatur zu „Fragen nach dem Umgang mit ‚public goods‘ wie Gesundheit, Umwelt, Raum, Technologie, Bildung oder Wissenschaft“.² Ein grundlegendes Arbeitsprinzip der Fakultät ist es deshalb „methodische und disziplinäre Vielfalt“ anzuregen, die durch interdisziplinär zusammengesetzte Teams und Transdisziplinarität im Sinne von „Kooperation mit Personen und Organisationen ..., die mit dem jeweiligen Problemfeld befaßt sind“. (ebenda) gewährleistet wird.

Und ähnlich beschäftigt sich auch die Genderbibliothek des Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung seit

¹Die angegebenen Gründungsdaten widersprechen sich: auf der Online-Seite der Bibliothek bei der Angabe der Team-Zeiten wird 1985 genannt, auf der Seite über Robert Jungk steht, dass „1986 ein lang gehegter Wunsch ... in Erfüllung ging“ (vgl.: <http://www.jungk-bibliothek.at/> und http://www.robertjungk.at/jungk_seinebibliothek.htm).

²<http://www.uni-klu.ac.at/iff/inhalt/253.htm>.

1990, also seit 25 Jahren, mit den verschiedenen Aspekten der Geschlechterforschung. Wir kooperieren in unserem Studiengang (gegründet 1997) zurzeit mit Lehrangeboten aus 19 verschiedenen Fächern. Dafür stellen wir Literatur aus 18 verschiedenen Themenkomplexen zur Verfügung, das sind zurzeit circa 63.000 Datensätze im Online-Katalog GReTA.³

Es gibt sie also schon, die transdisziplinäre Bibliothek. Es ist die Frage, warum in Spezialbibliotheken möglich ist, was in großen Universitätsbibliotheken nicht gehen soll?

In dem gerade publizierten „Horizon Report >Library Edition“⁴ steht als eines von zwei Langzeit-Trends für wissenschaftliche Bibliotheken: „increasing the accessibility of research content“. Dieser Ausdruck kann nur den technischen Zugang zum Inhalt der Forschung meinen, aber das Verb „to make accessible“ bedeutet auch „erschließen“, worauf ich mich beziehen möchte. Mich interessiert primär die inhaltliche Verslagwortung oder Indexierung, weil sie die Inhalte der einzelnen Disziplinen zum Gegenstand hat und damit das inhaltliche Potential der Bibliothek bildet. Die drei erwähnten transdisziplinären Bibliotheken sehen genau diese Arbeit als wichtigsten Service für ihre Nutzer_innen:

³<http://genderbibliothek.de/>.

⁴<http://cdn.nmc.org/media/2015-nmc-horizon-report-library-EN.pdf>.

- In der Robert-Jungk-Zukunftsbibliothek wirbt das Vier-Personen-Team (= 3 ½ Stellen) auf der Homepage mit den selbst verfassten Abstracts für die über 14.000 Medien im Bestand.⁵
- Die IFF-Bibliothek in Wien mit zwei Personen (ca. 1 ½ Stellen) verschlagwortet nach der Gemeinsamen Normdatei (GND), aber mit eigener Klassifikation. In einer Umfrage im Jahr 2000 forderten die meisten Lehrenden der Fakultät eine verbesserte Schlagwortsuche beziehungsweise eine Indexsuche über Inhalte von Büchern und Zeitschriften. (Lube 2000)
- Und in der Genderbibliothek, die eine One Person-Library ist (mit einer studentischen Mitarbeiterin), verschlagworte ich bis zur Artikelebene nach eigener Indexliste mit Blick auf die Begriffe der Geschlechterforschung und ihrer interferierenden Gebiete.

In vielen traditionellen Bibliotheken divergieren die unterschiedliche Aufgaben und Erwartungen in Bezug auf Formal- und Inhaltserschließung zwischen Leser_innen und Bibliothek. (Weinheimer 2014)⁶ Auch wenn vor Jahren behauptet wur-

⁵<http://www.jungk-bibliothek.at/>.

⁶Zum Illustrieren sehen Sie folgenden Trickfilm über eine simple Buchausleihe: <https://www.youtube.com/watch?v=C7M69j7IwyQ>.

de, die Diskussion „Holding versus Access“ sei längst beendet und zugunsten eines „Access to Information“ entschieden (Ball 2008), so scheint mir der Aspekt Inhaltserschließung immer noch zu selten berücksichtigt. Die inhaltliche Arbeit ist nach wie vor von der Bibliotheksseite her meist zweitrangig gegenüber der Formalerschließung oder muss vernachlässigt werden, weil intellektuelle Arbeit aus wirtschaftlicher Sicht zu teuer ist.

Das zeigte sich schon beim Umstieg auf AACR2 vor über zehn Jahren und zeigt sich nun wieder beim Übergang zu RDA seit Oktober 2015. Die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) hält zwar prinzipiell an Klassifikationen und kontrollierten Vocabularen fest, die sich über viele Jahrzehnte als Mittel der Wissensorganisation und Informationsverdichtung bewährt haben, auch, weil sie Eigenschaften aufweisen, die sie für Web-Anwendungen nützlich machen. (Junger 2015)

Ganz bewusst konzentrieren sich die Verantwortlichen in den Expertengruppen (EG) der DNB hier mit ihrem bisher entwickelten Regelwerk auf die Formalerfassung. Zur inhaltlichen Erschließung bemerkt die DNB auf ihrer Homepage: „Obgleich die RDA eigene Kapitel für die Inhaltserschließung vorsehen, ist auf absehbare Zeit mit der Ausgestaltung dieser Kapitel nicht zu rechnen. Das bisher im deutschsprachigen Raum verwendete Regelwerk zur verbalen Sacherschließung RSWK soll

daher überarbeitet und dabei deutlich verschlankt werden.“⁷ Im August 2015 schreibt Karin Schmidgall im ASPB-Blog aus der Arbeitsgemeinschaft RDA: „Wie die Sacherschließung erfolgen soll, wird noch in den zuständigen Gremien besprochen.“⁸ Aus dem Protokoll der EG Sacherschließung (früher RSWK-Anwenderkreis) vom 14. April 2015 wird klar, dass

„dem Standardisierungsausschuss deutlich geworden (ist), dass eine Neukonzeption des Regelwerks sehr aufwendig werden würde. Deshalb habe man beschlossen, zunächst die RSWK bis Oktober 2015 auf einen Stand bringen zu lassen, der der Inhaltserschließung mit dem Umstieg auf RDA ein funktionierendes Arbeiten mit den RSWK ermögliche, sodass sowohl für Formal- wie Inhaltserschließung aktuelle Regelwerke vorliegen. Was die Neukonzeption der Inhaltserschließung angehe, so sei eine strategische Gruppe gegründet worden, die sich dieser annehmen werde.“⁹

Es wird also dauern! In der Zwischenzeit bleibt – leider – aktuell, was aus der Sicht der Geschlechterforschung kein aus-

⁷http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/standardisierung_node.html.

⁸<http://www.aspb.de/rda/>.

⁹https://www.hbz-nrw.de/dokumentencenter/produkte/verbunddatenbank/aktuell/rswk_anwenderkreis/protokoll_eg_inhaltserschliessung_2015.pdf, S. 11.

reichender Service ist: die Nichtbeachtung wichtiger Grundbegriffe oder ihrer Beziehungen in der aktuell gültigen Gemeinsamen Normdatei. Solange diese Zustände existieren, werden Forschende und Studierende der Geschlechterstudien in den traditionellen Universitätsbibliotheken nicht die Werke finden, die sie benötigen, obwohl sie meist sogar vorhanden sind.¹⁰ Mehrere Beispiele für diese Praxis habe ich ausführlicher in dem LIBREAS-Artikel „Die Frau im Bibliothekskatalog“ beschrieben. (Aleksander 2014) Sie illustrieren, womit zum Beispiel die Geschlechterstudien mit ihrem inter-/ transdisziplinären Charakter beim Recherchieren konfrontiert sind:

1. Der Vergleich zweier wissenschaftlicher Begriffe zeigt, dass der Fachbegriff „Geschlechterverhältnisse“ aus den Gender Studies gegenüber dem Fachbegriff „Higgs-Teilchen“ aus der Physik nicht nur später als dieser, nicht nur nicht als Sachbegriff, sondern auch unkorrekt – als Synonym für „Geschlechtsverhältnis“ beziehungsweise „Geschlechterbeziehung“ – verwendet wird, obwohl er in einem Lexikon in der Liste der fachlichen Nachschlagewerke für die GND seit 1994 enthalten ist.

¹⁰Dass sie vorhanden sind, ist eine Folge der ca. 25 Studiengänge für Geschlechterstudien/Gender und ca. 130 Professuren an Universitäten sowie 44 an Fachhochschulen (das sind seit 2000 unverändert zwischen 0,4 und 0,5 Prozent aller Professuren in der BRD). Quelle: <http://www.zefg.fu-berlin.de/Datenbanken/index.html>.

2. Ein Beispiel, wo der traditionelle oder männliche Blick regiert, ist die folgende hierarchische Anordnung der Sachbegriffe: Sozialpolitik, Frauenpolitik, Gleichstellungspolitik. Einen Sachbegriff „Männerpolitik“ gibt es nicht, ebenso wenig „Geschlechterpolitik“!
3. Ein weiteres Beispiel zeigt, dass der Rechercheaufwand unökonomisch wird, weil eine RSWK-Regel bestimmt, dass die männliche und weibliche Form zur Bezeichnung desselben Gegenstandes nur verwendet werden darf, wenn es sich um einen Vergleich handelt. Deshalb sind zum Beispiel jene, die zum Thema „Frauen an Universitäten“ forschen, gezwungen, alle Titel unter dem Schlagwort „Gelehrter“ durchzuforschen (in diesem Fall über 3.600 Titel!), wenn sie etwas mehr über weibliche Gelehrte erfahren möchten (das Schlagwort wird lediglich für zwölf Titel ausgewiesen, in denen es nur um Frauen geht)!¹¹
4. Und letztlich ein Beispiel, wo der Titel nicht gefunden wird, obwohl das Buch vorhanden ist: Das passiert, wenn ein Sammelband wie „Rechtsextremismus und Gender“¹²

¹¹Der Buchumschlag zur Geschichte von Gelehrten an der Universität Innsbruck zeigt 10 Männer und zwei Frauen. Das Buch wird mit dem Schlagwort „Gelehrter“ angesetzt: Töchterle, Karlheinz (Hrsg.): Köpfe zwischen Krise und Karriere. Innsbruck : Innsbruck Univ. Press, 2010.

¹²Birsl, Ursula: Rechtsextremismus und Gender. Opladen : Budrich, 2011.

mit den Schlagworten „Rechtsradikalismus“ und „Geschlechterforschung“ verschlagwortet wird. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis erhellt: In dem Sammelband finden sich von 16 Titeln acht, die sich mit Rechtsextremismus und Männern beschäftigen und sieben zu Frauen und Mädchen. Bei einer Recherche zu „Rechtsradikalismus“ beziehungsweise „Rechtsextremismus“ und „Frau“ oder „Mann“ wird dieser Sammelband aber nicht angezeigt.

Das waren Beispiele für die intellektuelle Verschlagwortung. Andere Fachgebiete können hier sicher ergänzen.

Und ein zweiter Zustand bleibt ebenfalls bis auf weiteres erhalten: die GND ist nämlich auch die Grundlage für die maschinelle oder softwaregestützte Erschließung, deren Projekt die DNB sinnigerweise „PETRUS“ getauft hatte und das unter anderem bereits für Netzpublikationen erfolgreich eingesetzt wird. Das „erfolgreich“ bezieht sich auf die Testergebnisse, die laut Uhlmann „durch die jeweils für die Fachgebiete zuständigen Mitarbeiter der Abteilung Inhaltserschließung der DNB“ bewertet wurden. (Uhlmann 2013, S. 29) Uhlmann schlussfolgert richtig:

„Die Grenzen einer automatischen Beschlagwortung beginnen dort, wo an die inhaltliche Erschließung der Anspruch gestellt wird, eine möglichst eindeutige, d.h. spezifische und nicht redundante,

Essenz eines Textes zu formulieren. ... Es muss daher gar nicht der Versuch unternommen werden, beide Erschließungsformen mit demselben Maßstab zu messen, [...] Automatische Beschlagwortung ist immer abhängig von dem zugrunde liegenden Text und der zur Beschreibung genutzten Terminologie, also von den Begriffen, die vorhanden sind oder eben auch nicht.“ (Uhlmann 2013, S. 34f.)

Wie können die speziellen transdisziplinären Bibliotheken Informationen für bestimmte Nutzungsgruppen effektiver erfassen und recherchieren?

Es geht dabei zuerst um die Inhalte der Frage, um das In-Beziehung-Setzen verschiedener Sichtweisen für einen bestimmten Zweck. Hier fällt vielleicht auf, dass ich bisher noch nicht versuchte, das Wörtchen „transdisziplinär“ zu definieren. Genau wie ein Team der erwähnten Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF) aus Wien in einem aktuellen Buch schreibt, möchte ich den existierenden 20 Definitionen nicht die 21. hinzufügen, „und das aus Gründen, die selbst wiederum mit inter- und transdisziplinärer Methodik zusammenhängen“, wie sie betonen. „Weniger die Begriffe und damit auch die theoretischen Hintergründe sind zwischen inter- und transdisziplinär Kooperierenden zu vergemeinschaften, sondern die Probleme, Anliegen und Fragestellungen. Und dies

passiert immer [...] im ganz konkreten gemeinsamen Tun.“
(Dressel u.a. 2014, S. 300)

Für die Bibliothek, speziell beim Indexieren, brauchen wir also die nicht vergemeinschafteten Begriffe oder Wörter, also die disziplinären, aber mit Blick von der einen durch die andere auf die jeweilige Disziplin oder Aufgabe. Deutlich wird das zum Beispiel am Begriff „Bewegung“. Er wird in mehr als einem Dutzend verschiedener Disziplinen verwendet. Beim inter- und transdisziplinären Tun empfehle ich einer Sportwissenschaftlerin möglicherweise auch Titel aus der Medizin oder Geschichte und einem Soziologen auch die aus Physik oder Biologie. Die Verknüpfungen entstehen dann (hoffentlich) in den individuellen Köpfen entsprechend der Frage. Auf diese Weise entdecken die Forschenden Neues, das sie beim Gang in die Bibliothek nicht gesucht haben. Sie fühlten ihr eigenes Nichtwissen auf einem Gebiet und vernetzten bekannte mit neuen Ideen. Auch für mich als Bibliothekarin sind solche Momente immer wieder Aha-Erlebnisse der besonderen Art. Solche Erlebnisse sind bei uns möglich, weil wir die Inhalte der meisten Publikationen „kennen“, und weil wir mit unseren selbst vergebenen Schlagworten die Titel aus dem eigenen Netz der Inhalte herausfischen können, aus dem eigenen Kopf und dem eigenen Katalog, ohne disziplinäre Grenzen. Obwohl die Recall- und Precision-Rate unseres GReTA-Katalogs immer besser wird, frage ich mich, wie diese individuelle Fähigkeit weiter zu „ver-

objektivieren“ ist, also in das Rechercheprogramm zu implementieren.

Um solche Erlebnisse „produzieren“ zu können, ist sicher eine andere Betrachtungsweise über die Wissensproduktion notwendig. Ihre Ergebnisse werden in Bibliotheken schon jahrhundertelang nach dem linearen und hierarchischen Disziplinenprinzip der Universitäten aufgestellt und verschlagwortet. Inter- und Transdisziplinarität sind hier, wie Mittelstrass frohlockte, „Stachel im Fleisch unserer institutionellen wissenschaftlichen Ordnung“, die „flüssig werden“ müsse. (Mittelstrass 2012, S. 12) Das scheint mir ein gutes Bild! Alle einzelnen Disziplinen tragen das inter- und transdisziplinäre Potential in sich. Je stärker sie sich verfestigen, können Fragen in ihrem disziplinären Rahmen nicht mehr gelöst werden. Flüssigmachen kann diese alte Ordnung vor allem das Denken selbst. Wenn es sich seiner eigenen Beschränktheiten wieder bewusst wird.

Was ist damit gemeint? Das lässt sich zum Beispiel an der Entwicklung vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild erläutern. Heute vertreten nur sehr wenige Personen das geozentrische Weltbild, dass sich die Sonne um die Erde im Mittelpunkt dreht. Den meisten ist als Ergebnis ihrer Bildungssozialisation rational klar, dass sich die Erde um die Sonne dreht und es weitere Sonnensysteme gibt. Wir zweifeln nicht daran, obwohl der alltägliche Schein uns weiterhin etwas anderes vor-

gaukelt. Wir haben die Kopernikanische Wende für dieses Gebiet in unserem Wissenssystem als „richtiges Wissen“ verankert. Aber 100 hundert Jahre nach Einsteins Relativitätstheorie besteht die moderne Auffassung darin, dass wegen der Relativität kein Bezugspunkt im Raum herausgehoben werden kann – und wir diese Unterscheidung gar nicht mehr brauchen! Dieser inhaltliche Wandel der Weltbilder war historisch immer mit starken Gefühlen verbunden. Welche Gefühle, welche Denktradition hindert uns, eine Inhaltserschließung transdisziplinär zu organisieren? Brauchen wir eine Kopernikanische Wende für den Aspekt Formal- versus Inhaltserschließung und fühlen uns erst „ganz“, wenn beide gleichberechtigt sind?

Möglicherweise verkörperte der frühe Professorenbibliothekar noch diese Einheit für seine Disziplin(en). Ist das unbewusst transdisziplinär? Diese Einheit begann sich zu spalten mit dem Anwachsen des Bestandes, der dann trotz innovativem Schlagwortkatalog vorrangig formalisiert und verwaltet werden musste. Damit wandelte sich auch die Arbeitsteilung in Bibliotheken. Erstmals wurden Frauen eingestellt, später übernahm die Technik das Zepter. Heute, wo die Informationstechnik das Potential hat, auch die Inhalte abzubilden und zu ordnen, stecken wir in der Formalisierung fest. Denn die Inhalts erfassung geht (noch) nicht ohne das menschliche Denken. Ist

,automatic indexing‘ immer noch ein Oxymoron?¹³ Eine neue Denk- und Handlungsweise, die Wissensbestände inhalts- und nutzungsadäquat zu erfassen und zur Verfügung zu stellen, ist meines Erachtens die transdisziplinäre Inhaltserschließung in den Bibliotheken.

Vielelleicht irritiert an dieser Kombination von Transdisziplinarität und Bibliothek, dass die Begriffe Inter- wie auch Transdisziplinarität meist nur für die Forschung benutzt werden. Es sind aber keine Theorien, sondern Methoden. Ebenso wie Georg Ruppelt an die Adresse von Bibliothekswissenschaftler_innen fragte „Warum lassen sie sich von anderen Wissenschaften vorgeben, was Wissenschaft ist (Was ist sie denn?)“ (Ruppelt 2005, S. 8), gilt die Frage: Wer schreibt vor, wo transdisziplinäres Arbeiten möglich oder erlaubt ist? Entscheidend muss der Nutzen sein. Bei all den zahlreichen Disputen um Inter- und Transdisziplinarität wird als ein beide unterscheidendes Merkmal meist der unmittelbare Praxisbezug bei transdisziplinärer Zusammenarbeit herausgehoben. Auch Wissenschaft selbst kann als eine Form von Praxis betrachtet werden; es kommt wie bei Kopernikus auf den Bezugspunkt an. Transdisziplinarität leistet eine doppelte Grenzüberschreitung:

¹³Zum automatischen Indexieren zitiert Dieter E. Zimmer (2000) in seinem Buch „Die Bibliothek der Zukunft“ eine Wertung von Hans H. Wellisch von 1991: „Es ist ... nicht unvernünftig, ‚automatic indexing‘ für ein Oxymoron zu halten.“

„Die integrative Kraft kann erstens wissenschaftsintern konstruiert sein, dann wird nach der verbindenden Rationalität in den historisch entwickelten unterschiedlichen Rationalitätsformen gesucht. Sie kann aber – zweitens – gleichzeitig darauf gerichtet sein, die Wissenschaft als systemischen Zusammenhang mit der Lebenswelt in Verbindung zu bringen. Beide Bedeutungen von Transdisziplinarität muss man sich [...] in einem Ergänzungsverhältnis denken.“ (Mückenberger/Timpf 2010, S. 205)

Bibliotheken stehen genau an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Lebenswelt! „‘Trans’ steht [...] für die Überschreitung der Grenze zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft, [...] für eine deutliche Anwendungsorientierung“ (Hark 2003, S. 83) oder für gemeinsame Instrumentenentwicklung sowie die anerkannte Gleichwertigkeit wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Wissens.¹⁴ Die Basis für den Wandel in der Inhaltserschließung von Bibliotheken sind dabei nicht nur die speziellen Termini der Disziplinen, ihre Verschränkungen und eine neue Wissensorganisation, sondern darüber hinaus vor allem allgemeine Denkprinzipien, die „Ver-

¹⁴Vgl. auch ein Modell von Wissenschaft und Praxis in klassischen, inter- und transdisziplinären Austauschprozessen bei Heintel 2009, S. 191.

schiebung der Optiken“ (Barad 2015, S. 177) wie zum Beispiel: die Abkehr von einer monodisziplinären, androzentrischen, eurozentrischen und auch anthropozentrischen Sichtweise. In diesem Sinne urteilte Elizabeth Minnich schon 1982 für Feministinnen: „Was wir tun, ist vergleichbar mit Kopernikus, der unseren Geozentrismus erschütterte, mit Darwin, der unseren Artenzentrismus erschütterte. Wir erschüttern den Androzentrismus, und dieser Wandel ist ebenso fundamental, wie gefährlich und spannend.“¹⁵ (Minnich 1982, S. 311) Das bedeutet: Wer aus einer monodisziplinären Sicht aussteigt, erschließt sich multi-, inter- und transdisziplinäre Einsichten und Praktiken. Mit Lichtenberg könnten wir lästern: Wer nur Chemie versteht, versteht auch diese nicht.

Die androzentrische Sichtweise ist schwerer zu überwinden, weil sie in das Wissen, in das Wissenschaftssystem wie in unser Alltagsleben eingeschrieben ist. Hier bewies die inter-/ nationale Frauen- und Geschlechterforschung im Laufe ihrer über fünfzigjährigen Geschichte, wie männlich die Wissenschaft ist und lieferte neue Interpretationen zu alten Zusammenhängen.

¹⁵Original: „What we are doing is comparable to Copernicus shattering our geo-centrism, Darwin shattering our species-centrism. We are shattering andro-centrism, and the change is as fundamental, as dangerous, as exiting.“ (Übersetzung im Text von K.A.).

In der internationalen Wissenschaftskommunikation offenbart sich immer mehr, wie ein eurozentrischer Standpunkt Zusammenarbeit behindert. Ganz deutlich zeigt sich das an den Diskussionen, was überhaupt und wie wichtig eine Globalgeschichte ist. Und schließlich fordert eine Weltsicht, die alle uns Menschen umgebenden Dinge, Gegenstände, Tiere oder: Aktanten, Apparate und Artefakte als netzwerkartig miteinander verbunden denkt, sich von der Auffassung zu verabschieden, dass der Mensch der Mittelpunkt der Welt sei.

In diesem Sinne schreibt ein interdisziplinäres Team im Vorwort zum Buch „Geschlechter Interferenzen“:

„D.h. es geht auch ganz wesentlich um eine Krise der Wissensformen, ‚klassischer‘ wissenschaftlicher Bestimmungen, Messbarkeitsannahmen und Klassifikationen, die nicht mehr in der Lage sind, die materielle, intraaktive Dynamik der ‚Krisen‘ zu begreifen. Die Welt, ihre institutionellen Verfestigungen, ihre bestimmbare Relevanzen und Unterschiede produzierenden Apparate transformieren sich, werden instabil und – vorübergehend und partiell – unbestimmt, lösen sich auf – und rekonfigurieren sich.“ (Bath u.a., 2013, S. 17f.)

Im Ergebnis einer zu verändernden Weltsicht kommen wir dann zu einer transdisziplinären, agentisch-realistischen Be-

trachtungsweise, zu einer neuen Ethico-Onto-Epistemologie, wie sie die US-Forscherin Karen Barad seit einigen Jahren entwickelt (Barad 2012, 2013, 2015).

Zum Verständnis dieser im aktuellen Feminismus diskutierten Auffassung führt Barad als Teilchenphysikerin zurück zu einem Experiment in der Physikgeschichte. Diesmal geht es nicht um Kopernikus, sondern um Kopenhagen, um die Kopenhagener Deutung, um Bohr und Heisenberg, also um den Welle-Teilchen-Dualismus in der Quantenphysik. Licht hat im physikalischen Experiment einen dualen Charakter, es kann Welle oder Teilchen sein. Bei der Kopenhagener Deutung ist nun wichtig zu entscheiden, ob dieser Dualismus dem Licht als materieller Erscheinung wesentlich inhärent ist oder ob diese nicht klar zu bestimmende Unschärfe ein Ergebnis des menschlichen Messprozesses ist. Karen Barad erwähnt in einer Fußnote, dass beide Physiker 1924 heiß über die Deutung diskutierten und schließlich Heisenberg gegenüber Bohr im Nachwort seiner Schrift eingestand, dass er wesentliche Punkte übersehen hätte. Gelehrt wird heute die Heisenbergsche Unschärfefrage, wonach Impuls und Ort nicht gleichzeitig messbar seien. Dabei beweisen heutige Experimente eher Bohrs Ansicht, dass „Welle“ und „Teilchen“ klassische Beschreibungen sind, „die auf verschiedene, einander wechselseitig ausschließende Phänomene referieren und nicht auf unabhängige, physikalische Objekte.“ (Barad 2015, S. 41f.) Soll heißen: die klassischen

Begriffe sind auf diese Phänomene gar nicht anwendbar, weil sie ab einer bestimmten Grenze nicht unterscheidbar sind. Damit liefert Bohrs „Physik-Philosophie“, wie Barad sie bezeichnet, wertvolle Hinweise auf den Prozess, wie wir Wissen produzieren. Dieser Prozess ist nie auf eine Disziplin beschränkt, sondern immer schon verstrickt mit anderen Annahmen, verstrickt, wie Barad (2012, S. 19f.) das nennt.

Wenn wir in Bibliotheken mehr darüber wissen, wie Wissen produziert wird, liefert das möglicherweise Analogien dafür, wie wir die weitere Nutzung dieses Wissen (Haraway) effektiver ermöglichen können und vor allem darüber, wie wir Forderungen an die Informationstechnik genauer formulieren können. Im erwähnten Horizon-Bericht werden neben lösbareren und schweren auch zwei „wicked challenges“ benannt: „Managing Knowledge Obsolescence“ (sicher auch der Irrtümer) und „Embracing the Need for Radical Change“. Und da ist sie wieder, die notwendige radikale Änderung! Sie erfordert neue Wertigkeiten, neue Optiken – und hier kann auch die Geschlechterforschung ihre Expertise anbieten:

1. Die Hauptaufgabe der Bibliothek ist die inhaltliche Er-schließung. (Laut Lehrbuchdefinition für die Bibliothek wohl der synoptische Aspekt, denn sammeln, ordnen und zur Verfügung stellen, kann auch ein Warenhaus, ob real oder online.)

2. Dazu werden die inhaltlichen Erschließungsinstrumente - oder Erschließungsaggregate der sich ständig transformierenden Wissensproduktion angepasst und damit andro- und eurozentrisches Denken überwunden sowie inter- und transdisziplinäres Denken und Handeln ermöglicht.
3. Wissen ist situiert. Die angebliche wissenschaftliche Objektivität ist eine Täuschung. Deshalb sammelt eine Bibliothek verschiedene Wissen („situiertes Wissen“ nach Donna Haraway 1995, 1996) zu einem Gebiet, denn: „Objektivität ist buchstäblich verkörpert“. (Barad 2015, S. 45)
4. Bei der transdisziplinären Arbeit sind ständig Übersetzungsleistungen nötig. Die Geschlechterforschung hat das zum Beispiel an den „Travelling Concepts“ der feministischen Theorie untersucht. (Binder u.a. 2011)
5. Die zu entwickelnde Software, der Horizon-Bericht nennt „Semantic Web and Linked Data“ als mittelfristige Entwicklungen in den kommenden zwei bis drei Jahren (S. 2), muss diesen Prozessen angepasst sein und das netzwerkartige Arbeiten in der Wissensproduktion mit den Recherchen ermöglichen können.

Dafür schlägt Corinna Bath das „Diffractive Design“ vor als „sehr gut geeignet für die Modellierung von Wissen für das

Semantic Web und die LOD Cloud.“ Nach ihrer Meinung sind dazu „herkömmliche Modellierungsmethoden interferent mit kritischen Ansätzen der Technikgestaltung, Geschlechterforschung und feministischer Epistem-(onto-)logie durch einander hindurch zu lesen und auf einen (Wissens-)Bereich anzuwenden.“ (Bath 2013, S. 110) Diese Texte empfehle ich allen, die sich für Softwaregestaltung und Techniksoziologie interessieren, weil sie auch eine mögliche Lösung für die notwendig zu schaffenden Algorithmen automatischen Schließens sein können, was eine „radikal interdisziplinäre Zusammenarbeit von Geschlechterforscher_innen mit Technikgestalter_innen erforderlich macht“. Es tut sich was auf diesem Gebiet, auch von Seiten der Geschlechterforschung in der Bibliothekswissenschaft, zum Beispiel im „Journal of Academic Librarianship“ (Henry 2015) oder im „code{4}lib Journal“ vom April des Jahres 2015, wo die Autor_innen die Zukunft von Library Discovery-Systemen mit den sechs Merkmalen feministischer Software-Interaktion auf Basis der Human Computer Interaction genauer untersuchen: „plurality, self-disclosure, participation, ecology, advocacy and embodiment“. (Sadler/Bourg 2015, S. 2)

Wichtiger scheint auch zu werden, spezielle Zugänge zum benötigten Wissen zu entwickeln, also die Dialektik zwischen Standardisierung und Differenzierung auszureißen. Das Bild vom Ozean des Wissens, aus dem ich nur ein Glas Wasser haben möchte, verdeutlicht das vielleicht. In diesem Sinne hat zum

Beispiel die Pädagogische Hochschule in Freiburg eine virtuelle Gender-Systematik für den Gesamtkatalog angefertigt. Sie ermöglicht eine standortfreie systematische Suche für dieses inter-/transdisziplinäre Gebiet.¹⁶ Oder die Datenbank Gendermedizin „GenderMed DB“¹⁷: Hier kann die Suche im Vorfeld auf eine bestimmte Fachrichtung oder Kategorie eingeschränkt werden.

Und abschließend ein kurzer Blick auf ein Projekt, das die Frauen-, Lesben- und Genderbibliotheken und -archive des i.d.a.-Dachverbandes im November 2015, auf ihrer 50. Fachtagung in Luxemburg, veröffentlichten. Erstmals werden die Bestände von bisher dreißig verschiedenen Einrichtungen in einem META-Katalog zugänglich gemacht.¹⁸ Und zwar egal, ob Akte, Nachlass oder Buch, egal ob Poster oder Artikel aus Sammelband oder Zeitschrift. Und (fast) alles sachgerecht verschlagwortet! Was uns fehlt zum Glück, ist ein Thesaurus, aber dazu gibt es Ideen und internationale Anknüpfungsmöglichkeiten. (Schenk 2015) Vor allem sollen dabei die Relationen zwischen Begriffen im Vordergrund stehen, nicht die Dichotomie von Ober- und Unterbegriffen. Wie die Recherchezugänge und Facetten des neuen Katalogs META ankommen, werden

¹⁶<https://www.ph-freiburg.de/hochschule/zentrale-einrichtungen/bibliothek/suchen/fachgebiete/gender1.html>.

¹⁷<http://gendermeddb.charite.de/>.

¹⁸<http://www.ida-dachverband.de/home/>.

wir testen. Auf jeden Fall nutzt das Konstruktionsteam mit der Software VuFind, ein Instrument, mit dem vielfältigere Funktionen für die Nutzung der Resultate selbstständiger entwickelt werden können als bei teuren Firmen (Henry 2015), „die die Entwicklung bedarfsgerechter Services seit Jahrzehnten lämmen“. (Mittelbach 2015, S. 64)

Wir sind gespannt und wissen gleichzeitig: Wir werden nicht ALLES haben, also das Ideal. Aber: Spiegelt sich in einem Wassertropfen nicht die ganze Welt? So gesehen, hat eine Bibliothek doch ALLES! Ständige Ablieferung von Wissensproduktionen durch Wissenschaft und Praxis, ständiger Bedarf durch Wissenschaft und Praxis. Es kommt darauf an, den Zugang zum situierten Wissen mit neuem Blick zu organisieren. Wir müssen uns bewusst sein, dass wir die agentischen Schnitte in die vernetzten, verschränkten, zusammenhängenden Wissen selbst tun, weil anders kein Agieren möglich ist. Im Erkenntnisprozess von Hegel kommend, bezeichnete Marx das Ausblenden dieser Tatsache das Geheimnis der spekulativen Konstruktion, Bourdieu nennt es die scholastische Sicht. Und Barad verweist auf die Verschränkung, die Diffraktion und Intra-Aktion. Stärken wir mit dieser Perspektive die inhaltliche Erschließung und nähern uns asymptotisch einer transdisziplinär arbeitenden Bibliothek.

Literatur

Aleksander, Karin (2014): Die Frau im Bibliothekskatalog. In: LIBREAS. Library Ideas, 25 (2014). <http://libreas.eu/ausgabe25/02alexander/>.

Aleksander, Karin (2005): Wie werden interdisziplinäre Gender-Studiengänge mit Literatur versorgt? In: Hauke, Petra (Hrsg.): Bibliothekswissenschaft - quo vadis? : eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen ; Programme, Modelle, Forschungsaufgaben. München : Saur, 2005, S. 265-284.

Aleksander, Karin (2004): Wie werden Gender Studies-Studierende mit der notwendigen Literatur versorgt? In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der HU Berlin (Hrsg.): Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum : Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen. Berlin : trafo Verlag, S. 136-138.

Ball, Rafael (2009): Wissenschaftskommunikation im Wandel - Bibliotheken sind mitten drin. In: Hohoff, Ulrich; Knudsen, Per, (Hrsg.): Wissen bewegen - Bibliotheken in der Informationsgesellschaft. (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderband ; 96). Frankfurt/M, S. 39-54. http://epub.uni-regensburg.de/2049/1/u02636_ocr.pdf.

Barad, Karen (2015): Verschränkungen. Berlin : Merve (Internationaler Merve-Diskurs ; 409).

Barad, Karen (2013): Diffraktionen : Differenzen, Kontingenzen und Verschränkungen von Gewicht. In: Geschlechter Interferenzen : Wissensformen - Subjektivierungsweisen - Materialisierungen. Münster : LIT Verlag, S. 27-67.

Barad, Karen (2012): Agentieller Realismus : über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken. Berlin : Suhrkamp.

Bath, Corinna; Meißner, Hanna; Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (2013): Geschlechter Interferenzen : Wissensformen - Subjektivierungsweisen - Materialisierungen. Berlin; Münster : LIT Verlag (Geschlechter Interferenzen ; 1).

Bath, Corinna (2013): Semantic Web und Linked Open Data : von der Analyse technischer Entwicklungen zum „Diffractive Design“. In: Bath, Corinna; Meißner, Hanna; Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (2013): Geschlechter Interferenzen : Wissensformen - Subjektivierungsweisen - Materialisierungen. Berlin; Münster : LIT Verlag, S. 69-115.

Binder, Beate; Kerner, Ina; Kilian, Eveline; Jähnert, Gabriele; Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.) (2011): Travelling Gender Studies : grenzüberschreitende Wissens- und Institutionentransfers. Münster : Westfälisches Dampfboot (Forum Frauen- und Geschlechterforschung ; 33).

Capurro, Rafael (2001): Skeptisches Wissensmanagement.
<http://www.capurro.de/wm-afta.html>.

Dressel, Gert; Berger, Wilhelm; Heimerl, Katharina; Winiwarter, Verena (Hrsg.) (2014): Interdisziplinär und transdiszi-

plinär forschen : Praktiken und Methoden. Bielefeld : Transcript.

Ewert, Gisela; Umstätter, Walther (1997): Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung. Stuttgart : Hiersemann.

Haraway, Donna (1996 [1988]): Situiertes Wissen : die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit : feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg : Hamburger Edition, S. 217-248.

Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur : Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M. ; New York : Campus-Verlag.

Hark, Sabine (2003): Material Conditions : begrenzte Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. In: Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung. Bielefeld 21(2003)2+3, S.76-89.

Heintel, Peter (2009): Wege aus der Randständigkeit - ein Brückenschlag. In: Hanschitz, Rudolf-Christian; Schmidt, Esther; Schwarz, Guido (Hrsg.): Transdisziplinarität in Forschung und Praxis : Chancen und Risiken partizipativer Prozesse. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-197 (Schriften zur Gruppen- und Organisationsdynamik ; 5).

Henry, Ray Laura (2015): Moving from Theory to Practice : Incorporating Feminist Approaches into Search and Discovery

Tool Development. In: *The Journal of Academic Librarianship*, 41(2015)4, S. 514-516.

Hobohm, Hans-Christoph (2007): Bibliothek(swissenschaft) 2.0 : neue Auflage oder Wende in Forschung und Lehre? In: LIBREAS. Library Ideas, 10/11. <http://libreas.eu/ausgabe10/003hob.htm>.

Junger, Ulrike (2015): Quo vadis Inhaltserschließung ...? : Herausforderungen und Perspektiven. In: o-bib : das offene Bibliotheksjournal (VDB). Heft 1, S. 20. <https://www.o-bib.de/article/view/2015H1S15-26>.

Keller, Alice (2009): Die perfekte Bibliothek. In: B.I.T.online, Heft 2. <http://www.b-i-t-online.de/archiv/2009-02-idx.html>.

Lube, Manfred (Red.) (2000): Die Bibliothek in den Augen der Universität : eine Befragung der Lehrenden Dezember 1999-Jänner 2000. Klagenfurt : Universitätsbibliothek. <http://ub.uni-klu.ac.at/cms/fileadmin/ub/dokumente/publikationen/fragebogenbericht.pdf>.

Minnich, Elizabeth (1982): Liberal Arts and Civic Arts : Education for the Free Man?. In: *Liberal Education* 68(1982)4, S. 311-322.

Mittelbach, Jens (2015): Modernes Datenmanagement : Linked Open Data und die offene Bibliothek. In: o-bib : das offene Bibliotheksjournal (VDB). Heft 2, S. 64. <https://www.o-bib.de/article/view/2015H2S61-73>.

Mittelstraß, Jürgen (2012): Transdisziplinarität oder: von der schwachen zur starken Interdisziplinarität. In: Gegenworte, Heft 28, S. 10-13.

Mückenberger, Ulrich; Timpf, Siegfried (2010): Transdisziplinarität als doppelte Grenzüberschreitung : realexperimentelle Raum-Zeitgestaltung in urbanen Quartieren. In: Läpple, Dieter; Mückenberger, Ulrich; Oßenbrügge, Jürgen (Hrsg.): Zeiten und Räume der Stadt : Theorie und Praxis. Opladen : Budrich, S. 205-228.

Redaktion-LIBREAS (2006): Editorial LIBREAS 4 (Winter 2006) : Philosophische Fragen in Bibliothek und Bibliothekswissenschaft. In: LIBREAS. Library Ideas, 4 (2006), S. 1 <http://libreas.eu/ausgabe4/000edi.htm>.

Ruppelt, Georg (2005): Warum? : ... anstelle eines Vorwörtes. In: Hauke, Petra (Hrsg.): Bibliothekswissenschaft - quo vadis? : eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen ; Programme, Modelle, Forschungsaufgaben. München : Saur, S. 7-8.

Sadler, Bess; Bourg, Chris (2015): Feminism and the Future of Library Discovery. In: code{4}lib Journal, Issue 28. <http://journal.code4lib.org/articles/10425>.

Jasmin Schenk (2015): Konzept Gender Thesaurus : zur Bedeutung einer gemeinsamen Dokumentationssprache für Forschung und Informationseinrichtungen. Köln : Fachhochschule. <http://malisprojekte.web.fh-koeln.de/wordpress/jasmin->

[schenk-konzept-gender-thesaurus-zur-bedeutung-einer-gemeinsamen-dokumentationssprache-fuer-forschung-und-informationseinrichtungen/.](#)

Uhlmann, Sandro (2013): Automatische Beschlagwortung von deutschsprachigen Netzpublikationen mit dem Vokabular der Gemeinsamen Normdatei (GND). In: Dialog mit Bibliotheken. Leipzig 25(2013)2, S. 26-36.

Weinheimer, James (2014): A Conversation Between a Patron and the Library Catalog. <https://www.youtube.com/watch?v=C7M69J7IwyQ>.

Zimmer, Dieter E. (2000): Die Zukunft der Bibliothek. Hamburg, S. 258 (Er zitiert Hans H. Wellisch: Indexing from A to Z. New York, 1991).

Alle Internetquellen wurden am 28.08.2015 letztmalig geprüft.

Das Bild der Bibliothek und Bibliothekare in den Fernsehgenres Comedy und Komödie

Ute Engelkenmeier

ABSTRACT

Mittels der empirischen Methode der standardisierten, quantitativen Inhaltsanalyse werden 51 Fernsehsendungen aus den Subgenres Comedy und Komödie untersucht, in welchen Bibliotheken als Schauspielplatz und Bibliothekare als Figur vorkommen. Der betrachtete Zeitraum der Ausstrahlungen ist von Januar 2010 bis Juli 2015. Ziel der Untersuchung ist die Klärung der Frage, ob Bibliotheken und Bibliothekare stereotyp dargestellt werden und ob sie innerhalb der gewählten

ten Subgenres Objekt des Witzes sind. Untersucht werden unter anderem die Dimensionen Erscheinungsbild und Nutzungsmotive. Die Untersuchung kommt zu dem Schluss, dass das Erscheinungsbild von Bibliotheken überwiegend auf das konstitutive Element der Bücherregale reduziert ist. In der Nutzung überwiegen Motive wie Ausleihen, Lesen, aber auch Nutzung der Bibliothek als sozialer Treffpunkt (Kennenlernen, Date) oder die Suche nach einem ruhigen Rückzugsort. Das Bild der Bibliothekare ist im äußeren Erscheinungsbild zwar konservativer als andere Figuren, jedoch nicht negativ, auch sind die Rollen nicht Objekt des Witzes. Eine Tendenz zu einer weniger konservativen Darstellung in jüngeren Produktionen ist festzustellen.

„Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein? [...] das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß.“ (aus: Gotthold Ephraim Lessing (1763): Minna von Barnhelm, 4. Akt)

Dieser Artikel beschäftigt sich mit Fernseh-Bildern¹ von Bibliotheken und Bibliothekaren² mit dem Schwerpunkt auf den humoristischen Genres Comedy und Komödie. Die Leitfrage, welches vorherrschende Verständnis in ausgewählten Fernsehsendungen dieser Genres zugrunde liegt, wird anhand einer standardisierten, quantitativen Inhaltsanalyse analysiert. Diese betrachtet unter anderem die Dimensionen Erscheinungsbild, Stereotypen und Nutzungsmotive von Bibliotheken. Ebenso wird der Frage nachgegangen, ob Bibliotheken und Bibliothekare Objekte des Witzes sind.

¹Zum Thema „die Bibliothek in der Literatur“ gibt es zahlreiche Veröffentlichungen, hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Bibliographie von Monika Bargmann, online unter: <http://library-mistress.net/berufsbild/belletristik-film/sekundaerliteratur>. Sowie auf die Kategorie „Bibliothek in der Literatur“ im Libreas-Blog: <https://libreas.wordpress.com/category/sonstiges/die-bibliothek-in-der-literatur/>.

Zum Thema „Bibliotheken im Film“ sei exemplarisch auf den Artikel von Martin Hermann hingewiesen: Hermann, Martin (2012): Bibliotheksdarstellungen im Film. Ein Analysemodell und vier Fallbeispiele. In: Perspektive Bibliothek, 1 (2012), online verfügbar unter: <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/bibliothek/article/view/9399>

²In diesem Artikel wird für die Berufsbezeichnung Bibliothekar die männliche Form gewählt.

Comedy, Komödie, Humor und das Fernsehen

Comedy,³ Komödie, Humor im Allgemeinen kann man verstehen als eine besondere Form von Kommunikation, die sich mit fast allen Themen und Gegenständen der Gesellschaft befassen kann. Humoristisches im Fernsehen hat in erster Linie die Funktion, die Zuschauer zu erheitern. Komödien haben in der Regel eine dramaturgische Handlung, die gut und glücklich für alle Protagonisten endet. Doch neben der Unterhaltung der Zuschauer kann Humor auch kritisch sein. Humor reflektiert Konventionen. Eine Analyse des Humors kann daher bestimmte Strukturen gesellschaftlicher Phänomene ans Licht bringen.⁴ Gerade fernsehspezifische Populärkultur wie Seifenopern, Sitcoms, Komödien bedienen sich oft klischeehafter Rollenbilder. Ein näherer Blick auf das Witzige mag vermuten, dass gerade dort, wo Klischees vermehrt anzutreffen sind, eine Idee von Bibliothek und des Bibliothekar besonders deutlich werden kann.

³Der Begriff Comedy ist vielfach besetzt, im allgemeinen deutschen Sprachgebrauch ist für Bühnenstücke oder Fernsehfilme eher der Begriff Komödie gebräuchlich. Comedy wird in Zusammenhang mit „Stand-up-Comedy“ (Bühnenshows einzelner oder mehrerer Künstler) verwendet.

⁴Gottwald, Claudia (2009): Lachen über das Andere. Eine historische Analyse komischer Repräsentationen von Behinderung. Bielefeld : transcript-Verlag. „Die Analyse des Komischen als soziales, kulturelles oder psychologisches Phänomen ermöglicht gleichzeitig auch die Analyse bestimmter gesellschaftlicher Strukturen, nämlich jener, die im Komischen thematisiert werden.“(S. 17)

Die leitenden Fragen dieser Untersuchung lauten daher: Gibt es stereotype Darstellungen von Bibliothekaren und Bibliotheken in den humoristischen Genres und wenn ja, welche sind vorherrschend und bestimmt? Was wird den Zuschauern in Bezug auf Bibliotheken vermittelt? Wie werden Bibliotheken und Bibliothekare in humoristischen Fernsehsendungen dargestellt? Welche Aufgabenzuweisung gibt es? Worüber wird in Bezug auf Bibliotheken gelacht? Sind Bibliotheken und Bibliothekare Objekt des Witzes?

Dies soll jedoch nicht dazu verleiten, im Medium Fernsehen die Wahrheit im Sinne eines wahren Abbildes der Realität finden zu wollen. „Medien können keine außermediale Wirklichkeit abbilden, sondern nur eigene Wirklichkeiten herstellen und darstellen – eben Medienwirklichkeiten.“⁵ Fernsehen schafft zudem auch eigene Realitäten, insbesondere wenn die Grenzen zwischen Fiktion und Fakten verschwimmen. Man denke an sogenannte „Scripted Reality Formate“, die den Zuschauern eine objektive Dokumentation vorgaukeln, aber dennoch nach Drehbuch produziert werden und zumeist völlig erfunden sind. Fernsehen als Medium ist Teil der Lebenswirklichkeit vieler Menschen. Das Massenmedium hat Einfluss auf

⁵Schmidt, Siegfried J. (2005): Objektivität als Medienritual. In: cover 5 (2005), S. 84

Themen und Diskussionen in der Gesellschaft.⁶ Die Zuschauer nehmen dabei die Programme als Angebot wahr, die sie unterschiedlich interpretieren, was Teil ihrer Realität werden kann. Fernsehinhalte oder auch Formate können zum Gesprächsstoff werden, bis hin zu Fankreisen und Subkulturen, die sich ausprägen können.⁷ Fernsehen bietet Angebote, die von Zuschauern genutzt werden können, indem sie sich auf eine Interaktion einlassen.⁸ Doch wie die Zuschauer diese Angebote nutzen ist sehr unterschiedlich. Keppler spricht von einem realistischen Konstruktivismus: „Die Inszenierungen des Fernsehens erzeugen nicht die Realität jenseits ihrer Bilder, aber sie generieren Verständnisse, die, wenn sie intersubjektiv und öffentlich wirksam werden, die Realität durchaus modifizieren.“⁹

Fernsehen als Massenmedium ist gleichzeitig ein Einwegmedium,¹⁰ die produzierten Inhalte werden von einem Produzenten (Sender) an einen Zuschauer (Rezipienten) gesendet, der diese auf unterschiedliche Arten empfängt oder konsumiert. Monokausale Wirkungsannahmen, wie ein „Stimulus-Response-Modell“, dass diese Sendungen beim Empfänger

⁶Groebel, Jo (2014): Das neue Fernsehen. Mediennutzung, Typologie, Verhalten. Wiesbaden: Springer, S. 7

⁷Holly, Werner (2004): Fernsehen. Tübingen: Niemeyer, S. 81

⁸vgl. Mikos, Lothar (2003): Film- und Fernsehanalyse. Konstanz: UVK-Verlags-Gesellschaft, S. 21

⁹Keppler, Angela (2006): Mediale Gegenwart: eine Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 10

¹⁰Holly (2004), S. 8

quasi automatisch eine Wirkung auslösen, sind mittlerweile überholt.¹¹ Das Gesendete wird nicht einfach gesehen, aufgenommen und verarbeitet. Es ist vielmehr mit einer Rezeption „ein hohes Maß an Selektivität, an eigenständigem Umgang mit dem Fernsehtext verbunden [...], was in der Tradition der ‚Cultural Studies‘ als ‚Aneignung‘ konzeptualisiert worden ist. Dabei ist vorausgesetzt, dass jeder Text grundsätzlich mehrdeutig und damit offen ist, so dass unterschiedliche Lesarten zum Tragen kommen können.“¹² Kurzum, als Massenmedium spiegelt Fernsehen gesellschaftliche Themen und ist gleichwohl Teil von Diskussionen. Das Reizvolle am Medium Fernsehen ist für viele Menschen immer noch

„professionell gemachte, überraschende und unterhaltsame Inhalte [...], die ihnen unaufwändigen Konsum ermöglichen. [...] Und mit rund 95 Prozent der deutschen Haushalte, die einen Fernsehanschluss haben, liegt es immer noch fast 20 Prozent oberhalb der Quote für einen aktiv genutzten Online-Zugang.“¹³

Im Schnitt empfängt jeder deutsche Haushalt derzeit 80 Sender. Fast alle diese Sender strahlen rund um die Uhr (et-

¹¹Holly (2004), S. 76

¹²Holly (2004), S. 78

¹³Groebel (2014), S.9

wa 8700 Stunden im Jahr) ein Programm aus. Der Fernsehkonsum ist, trotz Internetnutzung und anderer Medien immer noch relativ hoch. Jeder oder jede Deutsche schaut statistisch im Schnitt etwa drei Stunden (221 Minuten) täglich fern.¹⁴

Methode

Um eine erwartete größere Anzahl von Sendungen quantitativ auf eine bestimmte Fragestellung und ein Erkenntnisinteresse hin zu untersuchen, eignet sich die empirische Methode der Inhaltsanalyse. Das Material wird anhand vorab definierter Merkmale (Kategorien) analysiert. Nachteil dieser Methode bleibt jedoch, dass sie sich nicht mit allen Bedeutungsebenen oder sich mit der Ästhetik einzelner Werke befassen kann.

„Die Inhaltsanalyse ist eine empirische Methode zur systematischen, intersubjektiv nachvollziehbaren Beschreibung inhaltlicher und formaler Merkmale von Mitteilungen, meist mit dem Ziel einer

¹⁴Zubayr, Camille; Gerhard, Heinz (2014): Tendenzen im Zuschauerverhalten. Fernsehgewohnheiten und Fernsehreichweiten im Jahr 2014. In: Media Perspektiven. 3 (2015), S. 114. Online verfügbar unter: <http://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/publikationen/fachzeitschrift/2015/heft-3/> (letzter Zugriff: 12.10.2015)

darauf gestützten interpretativen Inferenz auf mit-
telungsexterne Sachverhalte.“¹⁵

Dabei wird bei der Kategorienbildung sowohl theoriegeleitet (aus den Forschungsfragen sowie aus Erkenntnissen, die gegebenenfalls aus anderen Untersuchungen vorliegen) als auch empiriegeleitet (aus dem Material selbst, ersten Stichprobenanalysen) vorgegangen. Aus einem angenommenen Stereotyp „Brille, Dutt, zurückhaltend, grau“ ergeben sich die zu untersuchenden Dimensionen Erscheinungsbild und Charaktereigenschaften für die Figur von Bibliothekaren. Als Klischee der Bibliothek „verstaubt, unmodern“ wären die Dimensionen Darstellung, Atmosphäre, sowie Nutzungsmotive von Interesse. Bei einigen Aspekten wird dabei mit offenen Kategorien gearbeitet, zum Beispiel bei der Frage „worin besteht der Witz“? Zudem wurden konkrete Aussagen oder Off-Kommentare transkribiert und diese in der Analyse nachträglich nach Kategorien geclustert, um Aspekte erfassen zu können, die im Vorfeld nicht bedacht werden konnten.

Das relevante Quellenmaterial wurde über eine bewusste Auswahl anhand einer Recherche in Online-TV-Zeitschriften zusammengestellt. Über einen längeren Zeitraum von 5 1/2 Jahren wurden über eine inhaltliche Suche nach den Begriffen

¹⁵ Früh, Werner (2015): Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis. 8., überarb. Aufl. Konstanz: UVK Verlagsges., S. 29

„Bibliothek*“ und entsprechender Synonyme in den Sendungs-inhalten, Hintergrundinformationen oder Rollenbeschreibun-gen relevante Sendungen ermittelt. Ein Sampling-Verfahren der sogenannten künstlichen Woche, in welcher Sendungen verschiedener Wochentage über einen bestimmten Zeitraum ausgewählt werden, so dass jeder Wochentag in gleicher An-zahl vorkommt, oder eine Stichprobenziehung bei der Ge-samteinheit aller Komödien und Comedysendungen, die aus-gestrahlt werden, wäre noch zeitaufwändiger gewesen, um an relevantes Quellenmaterial zu gelangen und daher nicht um-gesetzt. Die Auswahleinheiten wurden zudem nur von frei zu empfangenden Fernsehsendern bezogen, Pay-TV und reine Lo-kalsender wurden ausgeschlossen, ebenso ausländische Sen-dner, auch, wenn diese ein deutschsprachiges Programm anbie-teten. Aufgrund der Flüchtigkeit des Mediums Fernsehen war es notwendig, alle Sendungen aufzuzeichnen. Der Vorteil liegt je-doch darin, dass das Material für eine Analyse dauerhaft vor-liegt. Der betrachtete Zeitraum bezog sich auf Januar 2010 bis Juli 2015.

Aus diesen Auswahleinheiten wurden dann die tatsächli-chen Analyseeinheiten selektiert. Nur Sendungen, in welchen tatsächlich eine Handlung in einer Bibliothek stattfindet und / oder eine Rolle als Bibliothekar vorkommt und die den Genres Komödie, Comedy, Sitcom zuzuordnen sind, wurden ana-lysiert. Als Definition des Untersuchungsgegenstandes wurden

alle Fernsehsendungen betrachtet, die beabsichtigen, beim Zuschauer unterhaltend zu wirken, insbesondere fiktionale Formate mit dem Schwerpunkt auf Humor für die Zielgruppe Jugendliche bis Erwachsene. Kindersendungen und andere Formate mit teils humoristischen Elementen wurden ausgeschlossen.

Als Analyseeinheiten wurden in dem gewählten Zeitraum insgesamt 51 einzelne Sendungen identifiziert. Wiederholungen wurden nicht erfasst. Aus den Sendedaten erkennbar war jedoch, dass insbesondere aktuellere Produktionen eine auffällig hohe Wiederholungsfrequenz haben. Eine Stichprobe bei den zwei aktuellsten Sendungen ergaben sich Wiederholungsraten von 18 beziehungsweise 30 Mal seit der Erstausstrahlung bezogen auf einen Sender.¹⁶ Diese Stichprobenergebnisse der zahlreichen kurzfristigen Wiederholungen wird gestützt durch den Blick in die aktuelle Programmanalyse der deutschen Hauptsender (RTL, RTLII, vox, Sat1, Pro7, Kabel1, ARD, ZDF). Über 25 Prozent des Programms (sechs bis sieben Stunden pro Tag) privater Sender besteht aus sogenannten kurzfristigen Wiederholungen, bei den öffentlich-rechtlichen Sen-

¹⁶Die Folge „die Menschenflüsterin“ aus der Sitcom „Two and a half men“ lief seit der Erstausstrahlung im Februar 2013 auf Pro7 dort 18 Mal bis Mitte Juli 2015. Die Folge „Prinzessinnen der Wissenschaft“ aus der Sitcom „Big Bang Theory“ lief 30 mal seit Erstausstrahlung vor zwei Jahren auf Pro7 bis Juli 2015.

dern (ARD/ZDF) sind es deutlich weniger mit drei bis vier Stunden pro Tag.¹⁷

Formale Ergebnisse

Die Analyse ergab, dass allein 42 der 51 Sendungen von Privatsendern ausgestrahlt wurden. Dieser hohe Anteil liegt nicht darin begründet, dass öffentlich-rechtliche Sender weniger Unterhaltungssendungen zeigen würden, sondern an einem relativ hohen Anteil an Fremdproduktionen bei den Privatsendern, wie weiter unten näher erläutert wird.

ARD und ZDF liegen mit ihrem Anteil an Informationssendungen zwar deutlich vor den Privatsendern, der Anteil fiktionaler Sendungen des Programms liegt jedoch bei den öffentlich-rechtlichen Sendern direkt an zweiter Stelle. Die aktuellen Programmanalysen zeigen,¹⁸ dass ARD und ZDF mit 36 % beziehungsweise 32 % sogar mehr fiktionale Sendungen ausstrahlen als RTL (rund 20 %) und Sat1 (rund 28 %). Pro7 sticht allerdings mit einem hohen Fiktionsanteil von 61 % heraus.

¹⁷ Programmbericht 2014 (2015). Fernsehen in Deutschland. Programmfor schung und Programmdiskurs. Hrsg.: die Medienanstalten, ALM GbR. Leipzig: vistas, S. 49 Online verfügbar unter: <http://www.die-medienanstalten.de/publikationen/programmbericht.html> (letzter Zugriff: 10.10.2015)

¹⁸ Die Programmstruktur der fünf größten deutschen Sender (ARD, ZDF, RTL, Sat1, Pro7) wird regelmäßig analysiert. S. Krüger, Udo Michael (2015): Profile deutscher Fernsehprogramme. Tendenzen in der Angebotsentwicklung. In: Media Perspektiven. 3 (2015), S. S. 146

Pro7 hat bei den ermittelten 51 Sendungen einen Anteil von 9 %, wobei eine weitere Interpretation hier zur Verzerrung führen würde, da die Sendungen auch in ihren Wiederholungen von unterschiedlichen Sendern gezeigt werden.

„Das größte Gewicht unter den Fictionformen hatten weiterhin bei allen Sendern die Fernsehserien. Dabei behauptete sich ProSieben (46,9 %) mit nochmals gestiegenem Angebot und wachsendem Abstand zu den übrigen Sendern wieder als größter Serienanbieter. Unter den vier anderen Sendern rangierte das ZDF (20,5 %) vor der ARD (18,2 %), gefolgt von Sat.1 (16,2 %) und RTL (13,7 %).“¹⁹

Nur zwölf der 51 Sendungen wurden in Deutschland produziert, der überwiegende Teil stammt aus US-Produktionen. Schaut man genauer auf die allgemeinen Programmanalysen der Sender und dort insbesondere auf die Verteilung von Eigen- und Fremdproduktionen, fällt auf, dass bei den Privatsendern die Anzahl an eingekauften Fremdproduktionen relativ hoch ist, insbesondere bei Fernsehserien und Sitcoms. ARD und ZDF liegen mit zehn beziehungsweise 13 Prozent bei einem relativ geringen Anteil von US-Importen. RTL (51 %), Sat.1 (79 %) und vor allem Pro7 (93 %) bestreiten ihr Fiktionsprogramm

¹⁹Krüger (2015), S. 153

zum Großteil aus US-Importen.²⁰ Dies lässt den Rückschluss zu, dass das Bild der Bibliotheken und Bibliothekare in den Genres Comedy und Komödie vor allem ein US-amerikanisch geprägtes Bild ist.

Bei den analysierten 36 Sendungen handelt es sich um einzelne Folgen aus Serien, daneben wurden 15 Filmkomödien mit Bibliotheksbezug ausgestrahlt. Die knapp 50 verschiedenen Sendungen lassen sich auf verschiedene Sub-Genres aufteilen (Sitcoms (19), Comedyserien (3), Sketchshows (8), Zeichentrickserien (5), Filmkomödien (16)). Zunächst sind die Sitcoms zu nennen. Sitcoms sind Comedyserien mit festen Rollencharakteren, bei welchen der Humor aus Alltagssituations (Situationskomödie) generiert wird, „die geprägt sind von Missverständnissen, Konfusionen, Verwechslungen, Stereotypen.“²¹ Entstanden sind die Sitcoms in den USA. „Die gesamte Inszenierung ist theaternah, was durch die Einblendung von fingierten Publikumsreaktionen („canned audience“) noch verstärkt wird.“²² Um sie von deutschen Sendungen zu unterscheiden, die in ihrer Produktion und Ausstattung abweichen, ist bei deutschen Sendern der Begriff Comedyserie üblich. Davon finden sich unter den 51 Analyseeinheiten nur zwei Sendungen

²⁰vgl. Krüger (2015), S. 161/162

²¹Faulstich, Werner (2008): Grundkurs Fernsehanalyse. Paderborn: Fink, S.

(„Nikola“, „Mein Leben und ich“), sowie eine in Großbritannien produzierte Serie („Suburban shootout“).

Neben den Sitcoms und Comedyserien findet sich ein weiteres humoristisches Subgenre mit der Sketchshow. Als Sketchshow gelten eher „gespielte Witze“ in lockerer Aneinanderreihung. Es kann auch hier wiederkehrende Rollencharaktere geben (beispielsweise Little Britain), aber eine durchgehende Handlung ist nicht üblich. Als weiteres Subgenre können satirisch-komische Zeichentrickserien gelten. Bei fünf Sendungen handelt es sich um Folgen der „Simpsons“, eine Zeichentrickserie, die auf satirisch-komische Art das Alltagsleben der US-Gesellschaft darstellt. Bei den 16 Filmkomödien, darunter auch eine Zeichentrickkomödie, ergeben sich jeweils abgeschlossene dramaturgische Handlungen, die glücklich enden. Eine unterhaltende Grundstimmung soll oft durch Missverständnisse, die sich im Nachhinein auflösen, oder übertriebene Darstellungen menschlicher Schwächen entstehen.

Kabarett als humoristisches Subgenre wurden nicht gefunden. Zum einen kann es daran liegen, dass fiktionale Figuren in diesem Genre seltener anzutreffen sind oder das Motiv Bibliothek weniger attraktiv für Kabarettisten ist. Vermutlich ist die Erschließung durch Online-Zeitschriften nicht aus-

reichend. Zumindest ein Fall einer Figur im Kabarett ist bekannt.²³

Die Produktionsjahre der 51 Sendungen weisen eine erhebliche Streuung auf. 47 Sendungen wurden vor dem betrachteten Zeitraum 2010-2015 produziert.²⁴, davon wurden 37 Sendungen bereits vor 2005 produziert. Bei den ältesten zwei Sendungen handelt es sich um zwei deutsche Spielfilme aus den Jahren 1956 und 1957. Vierzehn Sendungen wurden in den 1980er und 1990er produziert und ab 2000 wurden 19 Sendungen gedreht. Ein Peak liegt auf dem Produktionsjahr 2003, hier liefen gleich zehn einzelne Folgen mit Bibliotheksbezug in den Sketchshows „Die dreisten Drei“ und „Little Britain“. Daraus lässt sich schließen, dass die Comedy- und Komödiensendungen mit Bibliotheksbezug vor allem aus sogenannten Konserven bestehen (Wiederholungen). Wie bereits erwähnt werden dabei die aktuelleren Sendungen deutlich häufiger wiederholt als die älteren.

²³ „Quo vadis Mensch? : In ‚Der kaltwütige Herr Schüttlöffel‘ spielt Kabarettist Thomas Freitag einen Bibliothekar und beklagt sich über zunehmenden Kulturverfall“, In: BuB Jg. 67, 1 (2015), S. 69

²⁴ 37 Sendungen wurden vor 2005 produziert und sind damit älter als Libreas :-)

Die Figur des Bibliothekars

In 32 Sendungen findet sich die Figur der Bibliothekarin beziehungsweise des Bibliothekars. Dabei treten in sieben Sendungen gleich zwei Figuren auf, so dass es insgesamt 39 Figuren gibt, die für die Analyse relevant sind. Bibliothekare, die nicht am Arbeitsort Bibliothek gezeigt wurden, gibt es in fünf Sendungen. In den überwiegenden Fällen handelt es sich um kurze Szenen, in welchen Bibliothekare eine Rolle spielen. In fünf Filmen ist die Figur gleichzeitig Protagonist.

Für alle Figuren wurde ein wertender Gesamteindruck betrachtet. Dabei lag eine einfache Skala mit mittlerer Ausprägung zugrunde (positiv/neutral/negativ), sowie eine Auffangkategorie bei nicht wertbaren Szenen, wenn zum Beispiel die Rolle zu kurz gestaltet war (Statisten). Die Kriterien wurden vorab im Rahmen der Inhaltsanalyse festgelegt, beschrieben und anhand von mindestens einem Ankerbeispiel erläutert.

Die meisten Figuren werden positiv dargestellt, überwiegend freundlich, hilfsbereit, lächelnd und den anderen Figuren entgegenkommend. Sieben Figuren sind negativ dargestellt, hier gibt es unterschiedliche Charaktereigenschaften wie sehr streng und zurückweisend, oder chaotisch und verwirrt oder sehr introvertiert und nicht entgegenkommend. Bei neun Figuren sind sowohl positive als auch negative Kriterien Charaktereigenschaften feststellbar, oder die Figuren sind nicht so

deutlich ausgestaltet, so dass sie als neutral gewertet wurden. Bei fünf Sendungen sind die Szenen so kurz, dass sie nicht bewertet werden können. Ein geschlechtsspezifischer Unterschied in der Gesamtbewertung nach Charaktereigenschaften lässt sich nicht feststellen.

Das Erscheinungsbild der Bibliothekar-Figuren weist in den überwiegenden Fällen einen konservativeren Kleidungsstil auf. In Relation zu den anderen Figuren ist der Kleidungsstil eher konservativ oder zurückhaltend, hochgeschlossen, mit gedeckten Farben. Ein Dutt bei Frauen ist bis auf zwei Sendungen nicht anzutreffen. Ein Stereotyp einer strengen Bibliothekarin mit Dutt und Brille, die mit einem „Shh“ zur Ruhe mahnt, war gar nur in einem Fall der 51 Sendungen anzutreffen. Bei den weiblichen Figuren ist auffallend, dass hier eine Tendenz in den aktuelleren Produktionen erkennbar ist, in welchen die Figuren weniger hochgeschlossen und mit kräftigeren Farben gekleidet waren. Man könnte diese Figuren mit dem Attribut „attraktiver“ belegen. Auffällig ist hier, dass es sich um Rollen handelt, die im Rahmen der dramaturgischen Handlung in einer Beziehungsebene mit anderen Figuren stehen. Vermutet werden kann, dass sich das „Geschlechterstereotyp Frau“ als attraktive Partnerin überlagert. Bei den männlichen Figuren ist im Vergleich zu den anderen Figuren der untersuchten Serien der konservative, zurückhaltende Kleidungsstil zu beobachten: hochgeschlossen, Hemd, Krawatte, Pullunder oder

Anzug und Weste. Eine Tendenz zum legeren Kleidungsstil ist nicht festzustellen, allerdings taucht nach dem Produktionsjahr 2006 keine männliche Figur mehr in den Sendungen auf.

Ein zeitlicher Wandel ist im Vergleich der Produktionen durchaus erkennbar. Am deutlichsten fällt dies beim Vergleich auf, vergleicht man die der Figuren aus der ältesten Sendung aus 1956 („Wenn wir alle Engel wären“) mit der jüngsten Sendung aus 2011 („Community, Folge Liverpool gegen Manchester“) auf. 1956 treffen wir auf die Form der Thekenbücherei, hier sucht der Bibliothekar die Lektüre für seine Leser aus. Sein Leitspruch ist „Ordnung, Sauberkeit und Pflichtbewusstsein“.

Im Vergleich zu den anderen Figuren ist das äußere Erscheinungsbild konservativer und die anfangs dargestellte Charaktereigenschaft auch eher mit „steif“ zu beschreiben. 2011 treffen wir auf eine Bibliothek, die räumlich nicht genau zu erfassen ist. Es gibt einen zentralen multifunktionalen Gruppenarbeitsraum mit Multifunktionalität. Die Tätigkeiten der Figur der Bibliothekarin werden zwar durch ein „Bücherordnen“ dargestellt, sie empfiehlt jedoch nichts, selbst gegen von Nutzern mitgebrachtes Essen hat die Figur nichts einzuwenden. Diese Figur ist deutlich moderner und fällt im Vergleich zu den anderen Figuren der Sendung nicht als „anti-konform“ auf. Dennoch wird sie durch die anderen Figuren mit den Funktionen „Wissen bewahren“ und „Ordnung herstellen“ beschrie-

ben: „Sie hütet das Wissen. Sie hat die Antwort auf all’ unsere Fragen“ - „Vielleicht schimpft sie mit uns, wenn wir laut sind?“

Eine Besonderheit stellen die Bibliotheksfiguren dar, die in Filmkomödien gleichzeitig Protagonisten sind. Häufig typisch für die Dramaturgie eines Films ist der klassische Dreikakte aus Theaterinszenierungen mit den Bestandteilen Exposition, Konflikt und Lösung des Konflikts (in Komödien in komischer Weise).²⁵ „Jede erfahrene Dramaturgie wird dafür plädieren, dass die Hauptfiguren eine Art Wandlung durchlaufen, so dass sie am Ende nicht mehr dieselben sind wie zu Beginn.“²⁶ In den fünf Filmen, in welchen die Protagonisten gleichzeitig Bibliothekare sind, wird in der Exposition eine Eigenschaft als Bibliothekar deutlich herausgestellt, wobei dies in den Sendungen unterschiedliche Eigenschaften sind. Der Protagonist vollzieht beispielsweise im Film „Wenn wir alle Engel wären“ eine Wandlung vom strengen, auf Ordnung bedachten „Herrn Stadtbibliothekar“ zum eher gelasseneren Mann, der gelernt hat, dass niemand perfekt ist und man auch mal Fehler machen kann. Ein weiteres Beispiel findet sich im Film „Idiocracy“, in welcher welchem der Bibliothekar anfangs als faul und verantwortungsscheu dargestellt wird (Off-Kommentar: „Er ist der durchschnittlichste Durchschnittsmensch.“). Am Ende der

²⁵Vgl. Koebner, Thomas (Hrsg.) (2007): Reclams Sachlexikon des Films, 2. aktualisierte und erw. Aufl. Stuttgart: Philipp Reclam jun., S. 158

²⁶Koebner (2007), S. 160

Handlung ist er zum mutigen und verantwortungsvollen Mann geworden, der schließlich Präsident wird.

Darstellung von Bibliotheken

In den untersuchten Sendungen werden unterschiedliche Bibliothekstypen sichtbar. Die häufigste anzutreffende Form ist die Öffentliche Bibliothek. In den deutschen Produktionen tauchen Öffentliche Bibliotheken kaum auf oder es ist nicht erkennbar, um welchen Typus es sich handelt, wie in elf weiteren Fällen, in denen der Typus nicht erwähnt wird oder auch keine Einstellung des Gebäudes von außen gezeigt wird. In 16 Fällen handelt es sich um Universitäts-, College- oder Highschool-Bibliotheken. Da die Sendungen überwiegend in den USA produziert wurden (33 Sendungen US-Importe), handelt es sich auch um amerikanische Bibliothekstypen.

In den USA gibt es nicht nur eine höhere Bibliotheksichte, Bibliotheken sind in der US-Gesellschaft auch fester verankert als in Deutschland,²⁷ und sie zeichnen sich deutlicher durch Bürgernähe und Service aus.²⁸ Bürger der USA zählen ihre Bibliotheken mit einer hohen Selbstverständlichkeit zu einem

²⁷ Bibliothek 2007 – Internationale Best-Practice-Recherche (2004). Hrsg.: Bertelsmann Stiftung, Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e.V. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, S. 7

²⁸ US-Bibliotheken verstehen sich als Teil der Gesellschaft, „sie sind Teil des sozialen Umfelds. Angebot und Image sind von Einwohnern der Kommune geprägt.“ Courzakis, Irini (2006): Der American way of Library : US-Bibliotheken

Teil ihres Lebens.²⁹ Auch kommt den Schulbibliotheken eine wichtige Rolle zu.³⁰ Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Bibliotheken in den Medienrealitäten der US-Produktionen häufig vorkommen. Dem Umstand, dass deutsche Privatsender einen hohen Anteil an US-Produktionen senden, „verdanken“ wir es, dass die Bibliotheken im Fernsehen häufiger zu sehen sind.

Die Darstellung der Bibliotheken ist insbesondere in den US-amerikanischen Sitcoms durch wiederkehrende Ausstattungsmerkmale anzutreffen. Regalreihen an den Wänden, zumeist dunkle Holzregale und mittig im Raum stehende Tische und Stühle als Lesebereich werden überwiegend als Hintergrund gezeigt.

Man könnte meinen, die Produktion aus 2012 hätte dieselbe Ausstattung aus 1987 verwenden können. Diese typisch für Sitcoms verwendete Szenerie liegt darin begründet, dass die Handlungen, die überwiegend sprachbasiert sind und durch Dialoge vorangetrieben werden, auch für den Zuschauer deutlich im Bild sein müssen. Die Bibliothek als Raum wird zu Beginn einer Szene oft in einer Totalen (Kameraeinstellung) dargestellt, damit der Zuschauer sich orientieren kann. Dann

als Treffpunkt, Servicecenter und Bildungsstätte, In: BuB 58 (2006) 11/12, S. 760

²⁹ Simon, Elisabeth (1988): Bibliothekswesen in den USA. München: Saur, S. 31

³⁰ Bibliothek 2007 – Internationale Best-Practice-Recherche (2004), S. 48

wird sich in einer Halbnah-Einstellung (Hüfte-Kopf) wieder den Figuren und ihren Dialogen zugewendet. Die Ausstattung gleicht einer Kulisse aus dem Theater, was wiederum typisch für Sitcoms ist, die sich aus Theaterkomödien entwickelt haben, überwiegend in Studios als an realen Orten gedreht werden und daher auch nur wenige Schauplätze („Settings“) aufweisen. Die Atmosphäre in der Bühnenausstattung der Sitcoms ist eher dunkel (es gibt in Sitcoms auch keine Fenster), aber nicht verstaubt oder muffig, sondern überwiegend einladend und gemütlich. Dies trifft auf die überwiegende Zahl der anderen Sendeformate ebenfalls zu. Auf die aktuell im Bibliotheks-bereich diskutierte Aufenthaltsqualität und den Wohlfühlort nimmt man in den produzierten Sendungen keine Rücksicht. Es gibt keine Sofas, keine Lounge und überhaupt wenig Variationen in der Ausstattung. Die Vermutung liegt nahe, dass der TV-Zuschauer sonst Schwierigkeiten hätte, die Szenerie als Bibliothek zu erkennen. Um eine Szene für Zuschauer eindeutig werden zu lassen, gilt als ein Kriterium für den Arbeitsprozess von Drehbuchautoren zum Beispiel die Frage „Wird das Publikum diese Ausstattung, die es erst einmal und dazu nachts gesehen hat, wiedererkennen?“³¹ Ist also eine Bibliothek ohne eine „Büchertapetenkulisse“ nicht als solche erkennbar?

Ein Computer in diesen 51 Sendungen taucht zum ersten Mal in einer europäischen Spielfilm-Produktion von 2002 auf

³¹Koebner (2007), S. 160

(„Der Typ vom Grab nebenan“, Schweden). Dies bleibt ein äußerst seltenes Bild. Für den Ort Bibliothek in humoristischen Fernsehgenres sind eindeutig Bücher das konstitutive Merkmal. In Spielfilmen ist die dargestellte Ausstattung durchaus vielfältiger, wenn längere Szenen in realen Bibliotheken gedreht wurden. Hierbei werden variationsreichere Einstellungen gezeigt (Personen zwischen den Regalen, vor Katalogen, beim Lesen), wenngleich das Bücherregal auch hier vorherrschendes Ausstattungsmerkmal ist. Die Atmosphäre wirkt heller als in den Sitcoms. Das Szenenbild in der Sitcom „Community“ (2011) weicht allerdings deutlich von anderen Produktionen ab. Hier treten die Regale in den Hintergrund, zu sehen sind nur noch kleinere Bücherwagen in einem Multifunktionsraum, der als Gruppenarbeitsraum mit Scanner, Flipchart und Tafel ausgestattet ist.

Drehbuchautoren bedienen sich oft vorgegebenen genrespezifischen Mustern, wie zum Beispiel einer Schießerei in einem Western oder einer Verfolgungsjagd in einem Actionfilm. Zudem bedingen auch typische Standardsituationen ihrerseits typische Handlungsabläufe und Ablaufschemata in einer Dramaturgie, wie etwa Begrüßungs- oder Abschiedsrituale, ein Essen, ein Streit oder die „Rettung in letzter Sekunde“.³²

³²Vgl. Koebner (2007), S. 156/S. 157

„Der dramaturgische Vorteil der Verwendung von Standardsituationen liegt auf der Hand. Das Publikum erkennt die Situation wieder und kann kennerhaft auf die spezifische Nuance reagieren. Vordem schon hat das Team, das den Film dreht (Regie, Kamera, Schauspieler und so weiter), die Chance erkannt, ein Stereotyp in je eigener Weise zu modellieren und damit auch die abstrakte Formel zu verborgen, die sich für die Analyse hinter jeder Standardsituation verbirgt.“³³

Spezifische Handlungsabläufe können auch an bestimmten Orten stattfinden, wie in einem Restaurant, in einem Altersheim oder in einer Bibliothek. Diese Orte bestimmen zwar nicht den typischen Ablauf, aber sie werden mit ihren Spezifika Teil der typischen Standardsituation. Bestimmte Verhaltensregeln sind für einen bestimmten Ort konstitutiv und kennzeichnend.³⁴ Für eine Bibliotheksszene bedeutet dies, dass die Bibliothek als Schauplatz mit ihren eigenen Charakteristika, die die Drehbuchautoren als solche bestimmen, diese Standardsituationen mitformen. Für eine „Begrüßung“ oder ein „Kennlernen“ bedeutet dies zum Beispiel, dass man zwischen Regalen steht oder sich leise unterhält, oder von anderen Figuren

³³Koebner (2007), S. 157

³⁴Koebner (2007), S. 160

zur Ruhe ermahnt wird. Humoristische Subgenres erlauben als Drehbuchautor oder Produzent eine kreativere Umgangsweise mit diesen Charakteristika.

Witz und Bibliothek

Vorherrschendes Paradigma in der Humorforschung ist der Ansatz der Inkongruenz-Theorie. Humor ist oft dadurch bedingt, dass Situationen oder Themen in unterschiedlichen oder gegensätzlichen Wahrnehmungsbezügen betrachtet werden.³⁵

„Nicht jede Inkongruenz verursacht Lachen, aber die ist wahrscheinlicher je stärker von einer spezifischen Erwartung abgewichen wird [...] dies [gilt] nur in Fällen [...], in denen der Überraschungseffekt als nicht bedrohlich empfunden wird. Der Humor [...] wird vielmehr so präsentiert, dass charakteristische Hinweise gegeben werden, dass die Situation nicht ernst zu nehmen ist.“³⁶

In einer Szene in der Sketchshow „Die Dreisten Drei“ liegt das Humoristische darin, dass man als Zuschauer in einer Bibliothek im Allgemeinen Ruhe erwartet, was auch für das Ver-

³⁵Räwel, Jörg (2005): Humor als Kommunikationsmedium. Konstanz: UVK Verl.ges., S. 15

³⁶Räwel (2005), S. 16

halten des Personals gilt, das in Bibliotheken arbeitet. Der Zuschauer sieht und hört jedoch einen Bibliotheksmitarbeiter bei einer Führung durch ein Megafon rufen „bitte absolute Ruhe“, wobei der Mitarbeiter derjenige ist, der die Ruhe stört. Solche Durchbrechungen von Erwartungen finden sich in Sketchshows häufiger als in Sitcoms oder Filmkomödien. In letzteren Genres basiert der Humor eher auf unterschiedlichen Alltagssituations (Situationskomik) oder der Schaffung und Auflösung von Missverständnissen. Liegt der Humor an der Grenze des sogenannten „schwarzen Humors“ oder der Satire, die in unterhaltsamer Form auch eher auf eine Kritik zielt, liegt es oft im Auge des Betrachters, ob eine Szene humorvoll gesehen wird. In einer Folge der englischen Sketchshow „Little Britain“ beispielsweise, kümmern sich zwei Therapeuten um die Figur Anne. Anne ist ein Mann, der in Frauenkleidung auftritt und dem ersten Anschein nach eine geistige Behinderung hat. Durch verschiedene Maßnahmen soll Anne therapiert werden, was jedoch nie Erfolg hat. In einem Sketch ist die Rolle der Anne eine Aus hilfskraft in einer Bibliothek. Anne beißt ein Buch, um es auszuleihen und stempelt den Menschen. Die Figur bricht jedoch für einen kurzen Moment aus ihrer Rolle aus und spricht und agiert „normal“ während eines Telefonates und stellt damit die Figuren der Therapeuten bloß. Man weiß als Zuschauer nicht

genau, wie man es einsortieren soll, es wird hier zur Frage des individuellen Humors.³⁷

In die Form der Satire reihen sich ebenso die Folgen der „Simpsons“ ein, wenn zum Beispiel die Bibliothekarin in einer Bibliothek ohne Bücher sagt: „Bücher? Die sind was für Spießer – die Bibliothek ist ein Multimedialernzentrum für Kinder allen Alters – und für Penner.“ In keiner der 51 Sendungen ist jedoch die Figur des Bibliothekars Objekt des Witzes. Der Humor wird wie oben beschrieben eher aus den Alltagssituationen heraus, im Zusammenspiel mit den Bibliothekar-Figuren generiert, oder es liegt in den inkongruenten Handlungen und Situationen begründet.

Nutzungsmotive

In den meisten Fällen, in denen Menschen Bibliotheken aufsuchen, tun sie dies, weil sie dort lernen oder lesen möchten. Die Ausleihe oder Rückgabe von Büchern steht dabei an zweiter Stelle. Die Rückgabe von Medien ist oft mit einer Gebührenüberziehung verbunden. Mit Überziehungsgebühren und drohenden Strafen wird insbesondere in älteren Produktionen ge-

³⁷als „[...] Mittel der Kritik am Paternalismus wird Behinderung heute als komisch inszeniert. [...] In der mitteleuropäischen und der amerikanischen Gesellschaft stellt die komische Darstellung von Behinderung jedenfalls kein Tabu mehr dar.“ Aus: Gottwald, Claudia (2009): Lachen über das Andere. Eine historische Analyse komischer Repräsentation von Behinderung. Bielefeld: transcript-Verl., S. 296

scherzt. Beispielsweise gibt es in der Sendung „Seinfeld“ dazu eine spezielle Figur des Gebühreneintreibers, einen sogenannten „Library Cop“.

Die Bibliotheken gelten in den Sendungen auch als Wissenssort, hier recherchiert man nach Informationen. Ein wichtiges Motiv ist jedoch die Bibliothek als Kommunikationsort. Dies liegt natürlich zum Einen im Genre Komödie und insbesondere Sitcom verankert. Da dies dialogorientierte Formen sind, in denen viel kommuniziert wird, bildet die Bibliothek als Szenerie dabei keine Ausnahme. Vielfach lernen die Protagonisten in der Bibliothek andere Figuren kennen, in vier Fällen ist die Bibliothek auch der Ort eines „Dates“ (US-Produktionen). Eine weitere Funktionszuschreibung liegt bei der Darstellung der Bibliothek als Rückzugsort. In vier Fällen wird die Bibliothek von den Protagonisten oder anderen Figuren bewusst aufgesucht, um Ruhe zu finden. Die Funktion des „Ruhebewahrers“ wird in den 51 Sendungen dabei häufiger bei Nutzer-Figuren festgestellt als bei Bibliothekar-Figuren. Der Aspekt Ruhe ist dabei eine Situation, mit der gespielt wird (Beispiel: die oben erwähnte Sketchshow mit Megafon).

Dass die Bibliotheken Orte des Wissens und der Ruhe sind, kann man auch durch zahlreiche Aussagen der Nutzerfiguren stützen:

- „Das ist das Fort Knox der Bücher.“ (aus: „Eine starke Familie“, 1994)
- „Ich hab‘ im Internet nichts gefunden, deshalb probieren wir es auf die alte Art und Weise.“ (aus: „Beethoven auf Schatzsuche“, 2003)
- „Die Bibliothek ist der Schlüssel für eine gute Ausbildung.“ (aus: „Hör mal wer da hämmert“, 1994)
- „Hier halte ich mich am liebsten auf.“ (aus: „Gilmore Girls“, 2004)
- „Ich muss mir ein ruhiges Plätzchen suchen.“ (aus: „Eine schrecklich nette Familie“, 1995)

Auch die Funktion der Bibliothek als Kommunikationsort und Ort des Kennenlernens wird unterstrichen:

- „Da steht ein Super-Typ bei den Kopierern.“ (aus: „Eine starke Familie“, 1994)
- „Ich habe uns einen Tisch in der Ecke reserviert, da sind wir allein.“ (aus: „Wer ist hier der Boss“, 1987)
- „Ich hab‘ Dich richtig gern.“ (American Pie präsentiert: Das Buch der Liebe, 2009)

- „Wow! – Tut mir Leid, das ist mir einfach rausgerutscht. Ich hab' Sie einfach hübsch gefunden.“ (aus: „Two and a Half Men“, 2012)
- „Oh, wir essen hier?! [...] Wir haben ein schriftliches Date.“ (aus: „Big Bang Theory“, 2013)

Die Bibliothek als Informationsvermittler ist keine Funktionszuschreibung in den analysierten Sendungen. Auch die in den letzten Jahrzehnten wichtigen Aufgaben wie die Informationskompetenzunterstützung oder Leseförderung sind kein Thema innerhalb der analysierten Fernsehsendungen.

Schlussbetrachtung

Die Figur des Bibliothekars wird zwar vom äußeren Erscheinungsbild im Vergleich zu anderen Figuren konservativer dargestellt, jedoch ist als Tendenz in den aktuelleren Produktionen festzustellen, dass die Darstellungsweise von eher klerschahaften zurückhaltenden Figuren verblasst und sich anderen Figuren der jeweiligen Sendung angleicht. Die Gesamtbewertung der Figuren ist überwiegend positiv. Funktionszuschreibungen der Rollen sind oft als Metapher für Ordnung zu verstehen, nicht nur als Wissensordnung, sondern auch im Sinne von konsequenter Regeln des Miteinanders wie zum Beispiel „Saubерkeit“. Die Figuren sind in den überwiegenden Fällen

len der analysierten Sendungen nicht Gegenstand beziehungsweise Objekt des Witzes. Es ist auch nicht das Objekt Bibliothek, das eine Reaktion hervorruft, sondern das Interagieren des Protagonisten in einer Situation.

Die Bibliothek als Ort ist, ausgenommen bei Sketchshows, überwiegend Teil typischer Standardsituationen des Alltagslebens. Die Bibliothek wird, je nachdem welchem Subsystem (Wissenschaft, Kommune, Schule) sie angehört, durch das dort vorherrschende „Setting“ bestimmt. An der Hochschule und in der Schule ist sie Lernort wie auch Treffpunkt, in der kommunalen Bibliothek kommt die Funktion Informationssuche hinzu. Bedingt durch den hohen Anteil an US-Produktionen wird in den humoristischen Sendungen im deutschen Fernsehen ein US-Alltag Leben gezeigt. Dies ist dem deutschen oder europäischen zwar nicht unähnlich, weicht in einigen Bereichen doch ab. Beispielsweise ist in US-Sitcoms die Funktion des Kennenlernens bis hin zum „First Date“ in der Bibliothek anzutreffen. Man könnte hier annehmen, dass die „Standardsituation“ eines First Dates aufgrund geringerer sozialer Normen, die in Deutschland in diesem gesellschaftlichen Zusammenleben gelten, auch weniger häufig in einem medialen Bezug vor kommt.

Auffällig in den analysierten Sendungen ist die Nutzung des Bibliotheksraums als gesellschaftlicher Raum. Neben der Bereitstellung von Information erfährt Bibliothek in humoristi-

schen Sendungen vor allem die Funktionen „Lernen ermöglichen“ und „Begegnungen ermöglichen“. In vielen Produktionen ist die Bibliothek nicht nur ein Ort, an dem Menschen ausleihen oder lesen, sondern in Gesellschaft lernen, sich kennenlernen, sich verabreden, sich verlieben. Die Bibliothek in den humoristischen Fernsehgenres ist ein gesellschaftlicher Ort mit hoher sozialer Interaktion, dies nicht nur in den aktuelleren Produktionen, sondern bereits seit den 1980er Jahren, beeinflusst durch die hohen US-Importe von Sitcoms.

Über alle humoristischen Subgenres feststellbar ist, dass das konstitutive Element, um eine Bibliothek in einer Fernsehsendung darzustellen, das Bücherregal ist. Moderne Medien oder Computer sieht man selten. Bücher bestimmen zwar das Bild der Gesamterscheinung, sie dienen jedoch eher als Kulisse und werden kaum im Rahmen der Handlungen einbezogen. Wie auch immer die jeweilige Funktionszuschreibung in einer Sendung ist, fast allen Darstellungen gemein ist, dass Bibliotheken dabei nicht als verstaubt und muffig dargestellt werden.

Ob sich der Bibliotheksraum weiterhin als Kommunikationsort entwickelt und ob und wie lange eine „Büchertapete“ als Kulisse in humoristischen Fernsehsendungen bestehen bleibt, müssen zukünftige Analysen zeigen. Zu betrachten wäre, ob sich die Tendenz bewahrheitet, dass Bibliothekar-Figuren weniger konservativ im Erscheinungsbild werden und gleichzeitig weiterhin als Wissensbewahrer und für Ordnung stehen. Ste-

reotypen können sich wandeln, vielleicht sehen wir hier schon die ersten Anzeichen dazu. Da die vorliegende Untersuchung sich nur auf humoristische Fernsehgenres bezieht, steht noch aus, die Analyse auf andere Fernsehformate und -genres auszuweiten. Es ist eher unwahrscheinlich, dass Fernsehzuschauer sich nur auf ein bestimmtes Fernsehgenre einschränken, sondern auch Nachrichten, Dokumentationen, Unterhaltungsshows oder andere Spielfilme wie Krimis, Western, Science Fiction konsumieren. Wie es in diesen Genres mit dem Bild der Bibliotheken und Bibliothekare bestellt ist, muss eine umfangreichere Analyse zeigen.

Dokumentation als Gegenidee zur Bibliothek

Frank Hartmann

ABSTRACT

Schon zur Wende ins 20. Jahrhundert zweifelte der belgische Privatgelehrte Paul Otlet an der Zukunft des Buches und der Bibliothek. Statt dessen begann er damit, eine Dokumentation und euorganisation des Weltwissens anzulegen, und mittels eines Karteikartensystems (*Réperatoire Bibliographique Universel*) zu vernetzen. Dieses Projekt eines flexiblen, abfrageorientierten Wissensbestandes in einem „Hypermedium“ (Otlet) besetzte jene technologische Leerstelle, die inzwischen

eine die bibliothekarische Epoche aufsprengende neue Wissenskultur der digitalen Medialität produziert hat.

Meine Beschäftigung mit Paul Otlet (1868-1944), dem großen belgischen Privatgelehrten der *Belle Époque*, ist jetzt genau zehn Jahre alt und sie hat meine persönliche Auffassung von den Ursprüngen der Informationsgesellschaft nachhaltig verändert. 2005 war ich von Boyd W. Rayward, seinem Biographen, zu einem Symposium an die *University of Illinois at Urbana-Champaign* eingeladen worden, um über die Zusammenarbeit von Otlet mit Otto Neurath aus Wien zu diskutieren, dessen Projekt einer Wissensvisualisierung wiederum eines meiner medienhistorischen Forschungsthemen ist.¹

Es gab damals keine einzige deutschsprachige Publikation zu Paul Otlet, und von seinem *Traité de Documentation*² existierten kaum Exemplare an deutschen Bibliotheken. Wo immer Bibliotheken, Archive, Zettelkästen diskutiert worden sind, von renommierten Autoren wie Umberto Eco, Dietrich

¹Daraus entstand eine Art akademischer *Social Graph* mit sehr fruchtbarem Output, der allein Boyd Raywards Verdienst als Organisator und Herausgeber zweier Bände ist: *European Modernism and the Information Society: Informing the Present, Understanding the Past*, Farnham, Surrey: Ashgate 2008; *Information Beyond Borders: International Cultural and Intellectual Exchange in the Belle Epoque*, Farnham, Surrey: Ashgate 2014.

²Paul Otlet: *Traité de Documentation. Le livre sur le livre. Théorie et pratique*, Brüssel 1934 (Nachdruck 1989), online: <https://archive.org/details/OtletTraitDocumentationUgent>.

Kerlen, Uwe Jochum bis hin zu Markus Krajewksi – überall blieb Paul Otlet eine Leerstelle in den Darstellungen und Forschungsansätzen. Wir haben es mit einem Bruch zu tun, der wie so vieles in der jüngeren europäischen Geistesgeschichte auf die intellektuellen Verdrängungsergebnisse des 2. Weltkrieges zurückzuführen ist, aber auch auf die spätere Ignoranz gegenüber den europäischen Beiträgen und Quellen zu den neuen Informationstechnologien. Zwar erfolgte 1989 ein Nachdruck von Otlets Hauptwerk, aber sein Projekt einer umfassenden Dokumentation in der Universellen Bibliothek – dem *Mundaneum* – blieb weitgehend unbekannt.

Diese Leerstelle existierte nicht nur bei schlecht informierten Medienwissenschaftlern, wo gern historisch uniformiert über Dinge schwadroniert wird, die man lediglich aus anderen Publikationen kennt und nicht aus der Archivforschung. Deutlich ist auch die Mythenbildung der technischen Erfindungen, die alles in genuin amerikanische Erfolgsgeschichten verlagert, was an Errungenschaften zu verzeichnen wäre, vor allem im Hinblick auf das Internet und seine Anwendungen, auf Dokumentverknüpfung und Metadaten. Die spannende Verbindung zu den europäischen Ingenieuren³ und Intellektuellen, die da-

³Beispielsweise von Emanuel Goldberg zu Vannevar Bush und seiner *Memex* – Vgl. dazu Michael Buckland: *Vom Mikrofilm zur Wissensmaschine. Emanuel Goldberg zwischen Medientechnik und Politik*, Berlin: Avinus 2011. Zum europäischen Beitrag der Vernetzung und des WWW vgl. James Gillies, Robert

zu mehr als bloß Grundlagen erarbeiteten, blieb einfach unbeachtet.

Was so verwunderlich nun auch wieder nicht ist: Nach der Publikation seines Hauptwerkes im Jahr 1934 blieb das *Mundaneum* in Brüssel eine verschüttete Ruine und Paul Otlet eine weitgehend vergessene Figur, bis 1968 der australische Wissenschaftler W. Boyd Rayward die verlassenen Archivbestände zu erforschen begann, eine intellektuelle Biographie Paul Otlets publizierte und später auch die englische Übersetzung einer Auswahl seiner Essays besorgte.⁴ Aber erst das Zeitalter des World Wide Web regte die Auseinandersetzung mit diesem Ausnahme-Intellektuellen wieder neu an, namentlich war es der amerikanische Journalist Alex Wright, der in der New York Times von einem ‚Ahnvater des Internet‘ zu berichten wusste, ein Artikel, der mehr als einmal vom „Spiegel“ mit ziemlich irreführenden Titeln – nun ja: übernommen wurde.⁵ Auf Otlet

Caillau: *How The Web Was Born: The Story of the World Wide Web*, Oxford Univ. Press 2000.

⁴W. Boyd Rayward: *The Universe of Information. The Work of Paul Otlet for Documentation and International Organisation*, Moskau 1975 (FID 520). Boyd Rayward (ed.): *International Organisation and Dissemination of Knowledge. Selected Essays of Paul Otlet*, Amsterdam, New York 1990 (FID 684).

⁵Vgl. „Internet: Vater der Zettelsuchmaschine“, Der Spiegel, 23. Juni 2008, und „Netzvisionär: Googles genialer Urahn“, Der Spiegel, 20. Juli 2011. Inzwischen erschien von Alex Wright: *Cataloging the World. Paul Otlet and the Birth of the Information Age*, Oxford Univ. Press 2014.

zurückgreifen muss jedenfalls, wer diese Lücke im Verständnis der Informationstechnologien schließen möchte.⁶

Irreführend sagte ich deshalb, weil Otlet mangels Digitaltechnologie weder ein World Wide Web der Dokumentenverknüpfung visioniert, noch eine Suchmaschine im Stil von Google gebaut hat; er blieb an den Datenträger Papier gebunden, wie heute die traurigen Relikte seiner Einrichtung zeigen, die sich im belgischen Mons befinden.⁷ Seine Leistung hingegen war, wie schon bei Rayward nachzulesen steht, die Organisation von Wissen durch dessen Klassifikation, teils im Gegensatz, und teils in Überbietung des bibliothekarischen Prinzips durch konsequente Weiterentwicklung von Metadaten. Ein bloßer Visionär war er schon deshalb nicht, weil er eine abfrageorientierte Wissensdatenbank tatsächlich eingerichtet und kostenpflichtig betrieben hat; ab 1910 im Brüsseler *Palais du Cinquantenaire*. Otlet hat seine Ideen also durchaus realisiert und nicht nur visioniert. Dennoch bereitete die damalige Technologie – etwa von ihm entworfene mechanische *Meubles classeurs* – große Schwierigkeiten hinsichtlich der Funktionalität. Otlet stand mit all seinen Schwierigkeiten eher am Ende des Gutenberg-Zeitalters als am Anfang der Internet-Technologie.

⁶Frank Hartmann (Hg.): *Vom Buch zur Datenbank. Paul Otlets Utopie der Wissensvisualisierung*, Berlin 2012.

⁷Musée Mundaneum, Rue de Nimy 76, 7000 Mons, Belgien – <http://www.mundaneum.org>.

Deutlich erkennbar ist hingegen die Bewegung vom monografischen Prinzip des Buches hin zur mobilen Wissensorganisation der Datenbank.



Mitarbeiterinnen bei der Dokumentationsarbeit im Mundaneum, Brüssel, ca. 1910 - Quelle (c) Mundaneum Mons, Belgien.

Da dem belgischen Privatier die Ordnung der Gutenberg-Galaxis nicht länger angemessen schien, um im anbrechenden 20. Jahrhundert das relevante Wissen zu repräsentieren, wandte er seine gesamte intellektuelle Energie dafür auf, die *Doku-*

mentation von Information und Wissen neu zu strukturieren. Das ist ein postmoderner Gedanke. Angesichts vielfältiger Problemlagen der beginnenden Globalisierung musste ein neues Paradigma jenseits des Prinzips der Monographie her, und für Otlet war das *avant le mot* die „Logik der Datenbank“.⁸ Er war letztlich ein Verfechter des Abschieds aus der Welt des Datenträgers Papier und seiner Organisation in der Bibliothek, konnte aber trotz technischer Ausführungen zum Mikrofilm nicht verdeutlichen, dass Datenträger und Inhalte bis dato einer nahezu unbezwingbaren kulturellen Logik der „weißen Magie“⁹ gehorchen, die erst mit Magnetspeichern und Digitalmedien aufgelöst werden konnte.

Im Vorgriff auf eine Medienmoderne jedoch, dem später von McLuhan so genannten *Global Village*, erkannte Otlet die Chance, jene Probleme zu lösen, die sich mit der Proliferation gedruckter Publikationen ergaben: Man würde methodisch, technisch und institutionell darauf reagieren müssen. In allen drei Bereichen leistete er Grundlegendes, vor allem die Einrichtung der Ebene von Metadaten in Form von Karteikarten sowie deren systematische Verwaltung. Darüber hinaus sollte eine Weltstadt des Wissens, ein *Mundaneum*, als Zentrum in

⁸Frank Hartmann: „Paul Otlet and the Logic of the Database“, in: Ars Electronica: *Total Recall. The Evolution of Memory*, Ostfildern: Hatje Cantz 2013, S. 38-45.

⁹Lothar Müller: *Weisse Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012.



Paul Otlet und Mitarbeiterinnen mit einem Modell der Weltstadt des Wissens (im Palais de Cinquantenaire, Brüssel, ca. 1910) - Quelle (c) Mundaneum Mons, Belgien.

Genf, Rom oder Brüssel angesiedelt werden. So begriff Otlet das Ende des bürgerlichen Buchzeitalters im Geiste der zentralen Datenbank oder eines *universellen* Buches, während die Allgemeinheit noch in den Kategorien von Nationalmuseen und Nationalbibliotheken dachte.

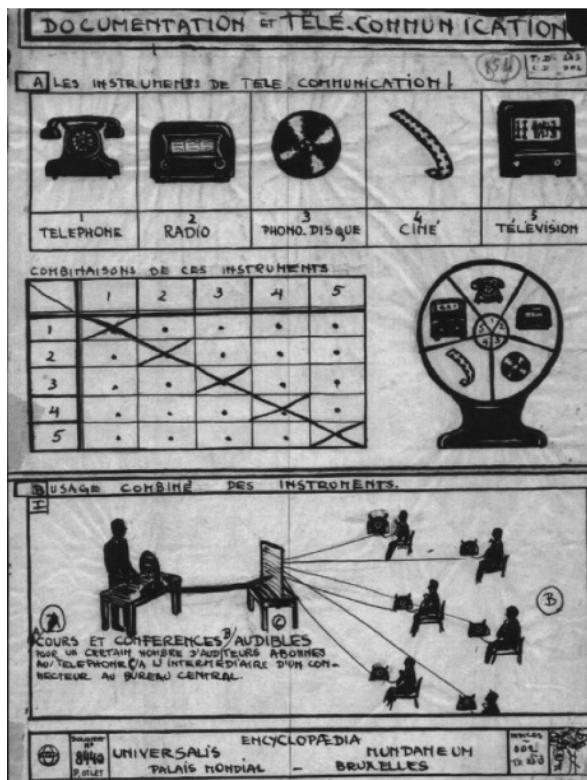
Bücher und Bibliotheken als Wissensspeicher fanden schon im ausgehenden 19. Jahrhundert ihre Kritiker. Schuld daran war wohl die explodierende Produktion von Druckwerken aufgrund der umfassenden Industrialisierung. Innovationen im

Druckgewerbe hin oder her, es gab zudem die Nutzung der Elektrizität für die Telekommunikation (Telegrafie) sowie neue Aufzeichnungsverfahren (Fotografie, Phonographie) und Speichermedien wie dem Mikrofilm, über dessen Einsatz zur Wissensorganisation Otlet wie schon erwähnt einen Traktat verfasst hat.¹⁰

Doch weniger die Möglichkeiten der Technik zur Handhabung von Wissensbeständen, als die Klärung ihrer Logik wurde zu seinem Lebenswerk: von der Überarbeitung von Deweys Dezimalklassifikation für Bibliotheksbestände zur *Classification décimale universelle* über die Professionalisierung des Dokumentationswesens mittels Karteikarten und Mikrofilm im *Mundaneum* bis hin zum technisch noch unausgereiften Entwurf eines globalen Wissens- und Kommunikationsnetzes.¹¹ Auf diesen Weg gebracht haben ihn, meiner Ansicht nach, vor allem die seit 1851 regelmäßig organisierten Weltausstellungen, deren Verfestigung im Sinne mancher Zeitgenossen war – die beglehbare Welt-Enzyklopädie als ein integratives Medium des gesamten Wissensbestandes. Vergessen wir hierbei nicht, dass das Museum als künstliche Gedächtnismaschine eine ähnlich moderne Idee der Repräsentation bürgerlichen Selbstbewusst-

¹⁰Paul Otlet, Robert Goldschmidt: *Livre Microphotographique. Le bibliophote ou livre à projection* (1910) in Hartmann (Hg.) 2012, S.159-168.

¹¹„Réseau de communication, de coopération et d'échanges à l'intervention d'un Centre Mondial“, Paul Otlet: *Traité de Documentation. Le livre sur le livre. Théorie et pratique*, Brüssel 1934, hier S.420.



Paul Otlets Skizze des „Hypermediums“: Dokumentation und Telekommunikation, aus der Sammlung Encyclopedia Universalis, ca. 1934 - Quelle (c) Mundaneum Mons, Belgien.

seins ist, wie das auch für die moderne Bibliothek als solche gilt. Sie geht zurück auf die aufklärerische Forderung nach allgemeiner Publizität, eine politische Maxime, die kein Geringerer als der deutsche Philosoph Immanuel Kant 1795 erhoben hat.¹²

Ein Jahrhundert später gründete Otlet mit Henri La Fontaine das *Office International de Bibliographie* (1895) und begann mit dem ambitionierten Projekt einer Indizierung aller möglichen „Fakten“ aus und über Publikationen mittels eines ausgeklügelten Karteikartensystems, dem *Répertoire Bibliographique Universel*. Dies sollte ein Aufbewahrungsort des gesamten bekannten Bestandes an Publikationen werden, an dem bereits die Absicht erkennbar wird, das Buchformat beziehungsweise das monographische Prinzip zugunsten einer flexiblen Wissensordnung aufzulösen, zu der neben Druckwerken auch Bild- und Tondokumente gehören. Dieses Projekt besetzte jene technologische Leerstelle, die eine im 19. Jahrhundert beginnende, die typografische Epoche der Gutenberg-Galaxis¹³ aufsprengende neue Wissenskultur produziert hat.

Otlets Idee führt über den Anspruch einer bloßen Repräsentation von Wissen in Bibliotheksbeständen deutlich hinaus.

¹² „Zum ewigen Frieden“, in: Immanuel Kant, Werkausgabe Band XI, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main 1968, hier S. 244f.

¹³ Marshall McLuhan: *The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man*, Toronto 1962.

Seine Bewegung von Museen und Bibliotheken hin zur umfassenden Dokumentation in der Datenbank macht medienphilosophisch gesehen einen kategorialen Unterschied in der Funktionalität aus, denn sie bricht mit der Vorstellung, es könne eine *substanzelle* Ordnung des Wissens geben. Wissen ist immer kontextuell abhängig und folgt diskursimmanenten Zwängen. Zwar ist es für Menschen unausweichlich, ihr Wissen und damit ihre Umgebung in eine Ordnung zwingen zu wollen, um sie handhabbar zu machen, doch diese Ordnung folgt niemals einer gegebenen Logik, sondern einer veränderlichen Konstruktion, weil diese selbst abhängig ist von den Forderungen und technischen Potenzialen ihrer Zeit.

So selbstverständlich uns heute die Tatsache scheint, auf alle möglichen Inhalte unabhängig von ihren Datenträgern zugreifen zu können, so unerhört war damals allein schon die Idee, Fragen des Wissensmanagements außerhalb der exklusiven Routinen einer Buch- und Bibliothekskultur anzusiedeln. Im Abschnitt „Inventions a faire“ seines *Traité de documentation* formulierte Otlet eine Art Pflichtenheft für Ingenieure, wo bei die Automatisierung der Informationsarbeit als Desideratum vorgestellt wird: An die Stelle der Schreibfläche und des Datenträgers Papier trate dann ein universell zugänglicher Datenraum, der räumlich und zeitlich durchforscht werden kann, und die Arbeit am Schreibtisch würde durch eine neuartige Apparatur (ein *Hypermedium*) ersetzt: „La machinerie qui réalise-

rait ces [...] desiderata serait un véritable *cerveau mécanique et collectif*.¹⁴ In mehreren detaillierten Punkten wird in erstaunlicher Weise die Reformation der gesamten intellektuellen Arbeit angekündigt, als Vorstellung einer telematischen Kultertechnik einerseits, als Bruch mit der Verbindung von Daten und Bedeutungen andererseits. Beides bezeichnet die Logik der Datenbank: Wissensgenerierung unabhängig vom jeweiligen Ort und Kontext. Doch dieses Problem wird nur benannt, und ist ja trotz aller Automaten bis heute – Stichwort: *Semantic Web* – nicht wirklich gelöst. Seit Leibniz und wohl auch schon länger geht es darum, mechanische Kunstgriffe zu entwickeln und diese zu automatisieren: Rechenapparate nicht zum Ausdruck von Gedanken zu nutzen, sondern zur Delegierung von Entscheidungen an das, was man heute nicht ganz zu Recht als bedrohlich-befremdende Welt der Algorithmen wahrnimmt.¹⁵

¹⁴ Otlet, *Traité*, a.a.O., S.391.

¹⁵ Zur weiteren Diskussion dieser Bedrohlichkeit vgl. Jaron Lanier: *Wem gehört die Zukunft?* Hamburg 2014.

Die architektonische Idee der modernen Bibliothek

Kirsten Wagner

ABSTRACT

Die moderne Bibliothek geht auf einen Übergang der Saalbibliothek zur Magazinbibliothek zurück, der sich im 19. Jahrhundert vollzieht. Bevor erste Magazinbibliotheken ab den 1850er Jahren gebaut werden, existiert die moderne Bibliothek in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem als Idee. Es entsteht eine kaum übersehbare Zahl an Bibliotheksentwürfen und -schriften, in denen nach einer architektonischen Form gesucht wird, die der Expansion der Gutenberggalaxis,

der Erweiterung des Nutzerkreises und der räumlichen Ausdifferenzierung der Bibliotheksfunktionen gerecht wird. Ausgehend von der öffentlichen Bibliotheksdiskussion, wie sie auch und besonders in der Architekturpresse geführt wird, untersucht der Beitrag am Beispiel der französischen **Bibliothèque royale** den Entwurf der modernen Bibliothek als Zentral- bzw. Rundbau mit einem Lesesaal in seiner Mitte. In diesen Entwurf schreiben sich in der Zeitspanne von 1790 bis 1840 vollkommen verschiedene Wissens- und Körperordnungen ein. Ihre Verbindung besteht dort, wo das absolute räumliche Zentrum der Bibliothek mit einem allsehenden Auge besetzt zu sein scheint.

Zur Diskussion der modernen Bibliothek in der Architekturpresse

In der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* erschien im Jahr 1849 ein Beitrag des Herausgebers und Architekten César Daly (1811-1894) über öffentliche Bibliotheken. (Abb. 1) Das Versprechen der öffentlichen, für jeden zugänglichen Bibliothek, wie sie im 19. Jahrhundert als Teil des staatlichen Erziehungs- und Bildungswesens Verbreitung fand, scheint groß.¹ Als Institution des Wissens und der Belehrung

¹Wurden Hof-, Universitäts- und Klosterbibliotheken schon vor dem 19. Jahrhundert der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, so erfolgte dies in der Regel mit deutlichen Einschränkungen hinsichtlich des Nutzerkreises, der Ausleihe und der Öffnungszeiten. Erst im 19. Jahrhundert, im Zuge des sich ent-

vermag sie Daly zufolge auch noch das ungestümste Temperament zu zügeln, Eisenschwerter in solche des Wortes zu verwandeln, die Augen der Pracht der Natur, das Herz gegenüber den süßesten und nobelsten Gefühlen zu öffnen, den Verstand zu nähren, damit er über das Licht des Schönen und Guten am Wahren partizipiere.² Kurz, die öffentliche Bibliothek verspricht sowohl Gemüts- als auch Verstandesbildung. Sie erweist sich als eines der wichtigsten Instrumente allgemeiner Bildung.

Auf der Grundlage statistischer Erhebungen, die im 19. Jahrhundert zu einem bedeutenden Planungs- und Steuereinsinstrument wurden, schließt sich dieser Lobrede auf die öffentliche Bibliothek eine Übersicht über Anzahl und Verbreitung bereits bestehender Bibliotheken in Frankreich und anderen Ländern an. Mit 107 öffentlichen Bibliotheken, sieben davon in Paris, kommen in Frankreich auf eine Bibliothek im Durchschnitt 336.448 Einwohner. Frankreich liegt damit im Vergleich zu anderen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten an hinterer Stelle. Bei der hypothetischen Pro-Kopf-Versorgung mit Büchern und anderen Druckerzeugnissen schneiden die Toskana, Sachsen und Bayern am besten ab.

wickelnden staatlichen Bildungs- und Erziehungswesens, kommt es zur Einrichtung und administrativen Regelung von öffentlichen Bibliotheken im heutigen Sinn.

²César Daly, „Des bibliothèques publiques“, in: *Revue générale de l'architecture et des travaux publics*, tome 8 (1849-50), S. 415-437, hier S. 415.

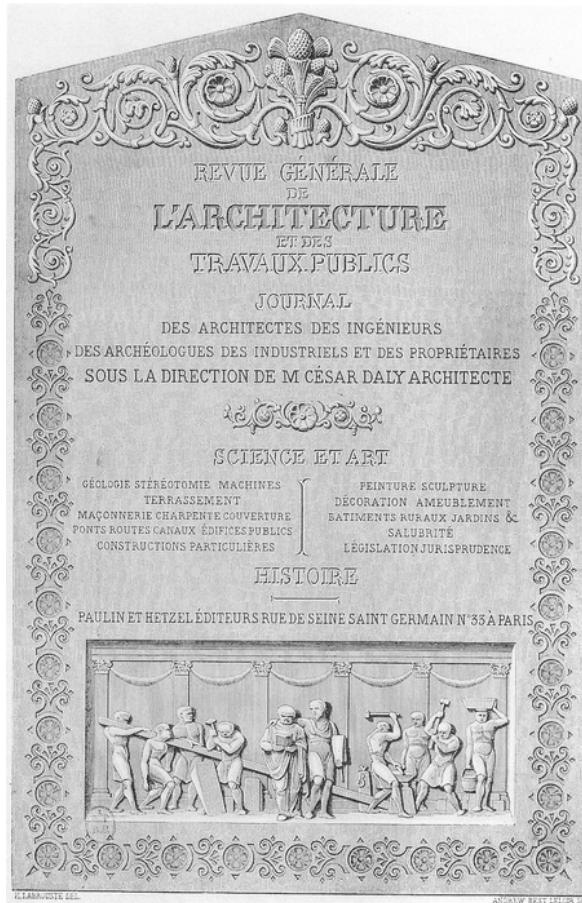


Abb. 1: Frontispiz der *Revue générale d'architecture et des travaux publics*, tome 1, 1840.

Doch nicht nur die statistisch erwiesene Unterversorgung der Bevölkerung mit Literatur im weitesten Sinne³ erweist sich als problematisch und ruft den Architekten als Entwerfer und Erbauer von Bibliotheken auf den Plan. Besonderer Handlungsbedarf besteht für Daly bereits hinsichtlich der vorhandenen 107 Bibliotheken des Landes, denn eigentlich handelt es sich mehr um Lagerräume von Buch- und Handschriftenbeständen, die vielfach noch mit Münzen, Antiken und Gemälden vermengt sind, und damit um Einrichtungen, die für Daly halb Buchläden, halb Altwarenhändler sind.⁴ Eine Ausnahme stellt für ihn lediglich die von Henri Labrouste (1801-1875) entworfene Bibliothek *Sainte-Geneviève* dar, die im Jahr 1849 kurz vor ihrer Fertigstellung stand.⁵

Mit der öffentlichen Bibliothek verhält es sich Daly zufolge genauso wie mit den anderen neuen Bauaufgaben des 19. Jahrhunderts, insbesondere mit den Bahnhöfen und den Eisenbahnstationen: die an der *École des beaux-arts* ausgebildeten Architekten seien auf sie, im Gegensatz zu den Ingenieuren der technischen Hochschulen, in keiner Weise vorbereitet. Wenn das historische Bild auch etwas anders ausfällt, tatsäch-

³Im weitesten Sinne insofern, als die Bibliotheksbestände bis weit in das 19. Jahrhundert hinein mit anderen Objektsammlungen verquickt waren.

⁴Vgl. Daly, *Bibliothèques publiques*, S. 416.

⁵Eine etwas ausführlichere Würdigung erfährt die Bibliothek *Sainte-Geneviève* im zehnten Band der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* (1852), S. 379-384.

lich bleiben es die Architekten der Akademien, auf die die wichtigsten Bibliotheksentwürfe und -bauten des 19. Jahrhunderts zurückgehen, dann zeigt das die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch vollkommen offene Frage, wie die moderne öffentliche Bibliothek in architektonischer Hinsicht auszusehen hat. Denn welche Art von Gebäude kann ihr nicht nur in ästhetischer und symbolischer, sondern auch in funktionaler Hinsicht entsprechen? Ein Aspekt, der sowohl von Seiten der Architektur als auch von Seiten der sich professionalisierenden Bibliothekare in der ersten Jahrhunderthälfte zusehends in den Vordergrund rückt. Wie nach ihm auch andere Architekten⁶ holt sich Daly Rat bei Léon de Laborde (1807-1869), der vier Jahre zuvor in mehreren Briefen die kontrovers geführte Diskussion um einen möglichen Abriss des Palais Mazarin beziehungsweise einen Neubau der *Bibliothèque royale*⁷ aufgegriffen und eine kurze Geschichte des Bibliotheksbaus mit einem

⁶Vgl. hierzu etwa Léonce Reynaud, *Traité d'architecture, contenant des notions générales sur les principes de la construction et sur l'histoire de l'art*, deuxième partie: „Édifices“, Paris 1858, S. 381-388.

⁷Die *Bibliothèque royale* wurde im Zuge der Französischen Revolution 1790 in *Bibliothèque nationale* umbenannt, um während des zweiten Kaiserreiches zur *Bibliothèque impériale* zu werden. Danach trug sie wieder den Namen *Bibliothèque nationale*. Vorliegend wird der Einfachheit halber durchgängig der historische Name *Bibliothèque royale* verwendet.

Schwerpunkt auf dem 17. bis 19. Jahrhundert vorgelegt hatte.⁸ (Abb. 2)

Die Verbreitung von Labordes Studie zum Bau und zur Organisation von öffentlichen Bibliotheken über die *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* verfolgt vor allem den Zweck, die Architekten auf ebenjene Bauaufgabe vorzubereiten. (Abb. 3) Es sollen ihnen die notwendigen Informationen für einen im Sinne Labordes und Dalys funktionalen Bibliotheksbau an die Hand gegeben werden, dessen Raumprogramm sich nicht auf ein äußerlich bleibendes Zitat der antiken Ordnungen beschränkt, sondern von den verschiedenen Aufgaben der Bibliothek, gleichsam von innen her, entwickelt wird. An

⁸Zu diesen Briefen zählen der erste: *De l'organisation des bibliothèques dans Paris. La Bibliothèque Royale occupe le centre topographique et intellectuel de la ville de Paris*, Paris 1845, in dem sich Laborde mit den verschiedenen zur Diskussion stehenden Standorten der Königlichen Bibliothek kritisch auseinandersetzt, der zweite über die entsprechenden Entwürfe: *De l'organisation des bibliothèques dans Paris. Revue critique des projets présentés pour le déplacement de la Bibliothèque Royale*, der vierte mit einem historischen Abriss über den Palais Mazarin sowie städtische und ländliche Wohnhäuser des 17. Jahrhunderts: *De l'organisation des bibliothèques dans Paris. Le Palais Mazarin et les habitations de ville et de campagne au XVIIe siècle*, Paris 1845, der zugleich über die verschiedenen Ausgaben des sechsten Jahrganges der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* abgedruckt wird, sowie der acht: *De l'organisation des bibliothèques dans Paris. Étude sur la construction des bibliothèques*, Paris 1845, mit einem historischen Abriss der Bibliotheksarchitektur. Von den insgesamt zwölf geplanten Briefen sind nur diese vier erschienen. Vgl. hierzu auch Peter Prohl, „Vorwort“, in: Léon de Laborde, *Étude sur la Construction des Bibliothèques*, Nachdruck mit einer deutschen Übersetzung u. einer biographischen Notiz v. Anneliese Krause, Hildesheim u.a. 1993, S. 55-67.

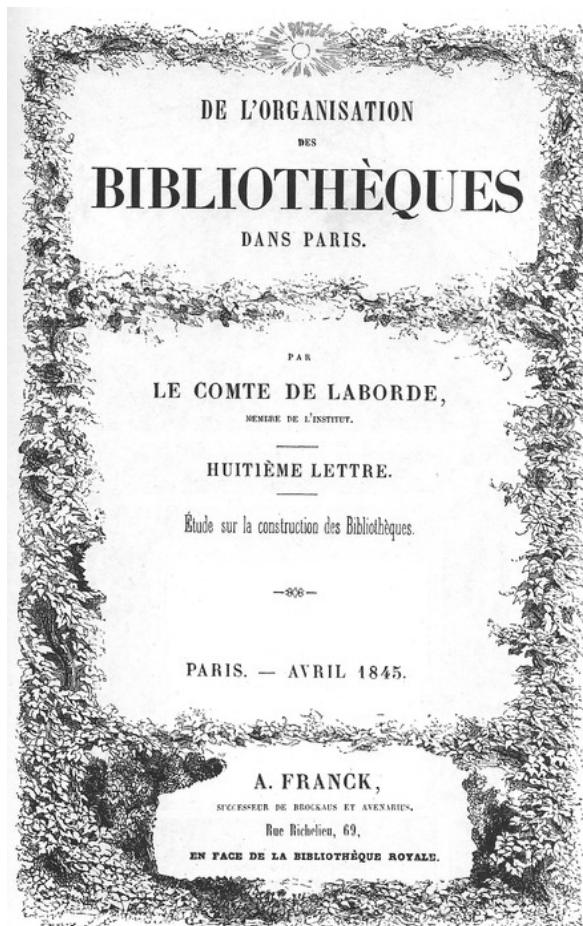


Abb. 2: Frontispiz des achten Briefes von Léon de Laborde über den Bau von Bibliotheken, 1845.

solchen hatte Laborde im Anschluss an das in den 1820er Jahren bereits erreichte bibliothekarische Selbstverständnis bestimmt; es sei hier nur an Leopoldo della Santa und Christian Molbech erinnert:⁹ erstens die sichere Aufbewahrung von Büchern, zweitens eine leichte und schnelle Recherche und drittens eine ungestörte Lektüre. Jeder dieser Aufgaben entspricht ein eigener räumlicher Bereich: der Aufbewahrung das Depot oder, wie es in Zusammenhang mit der modernen Bibliothek heißt, das Magazin, der Recherche die Theke des Bibliothekars und ihr zugeordnet der Katalog, der Lektüre der Lesesaal. Die von Laborde verfolgte räumliche Ausdifferenzierung kennzeichnet den Übergang von der barocken Saalbibliothek, in deren Raum noch alle drei Funktionen sowie wesentlich diejenige der Präsentation zusammenfallen, zur modernen Magazinbibliothek. Dieser Übergang vollzog sich vom späten 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, und zwar weniger über vereinzelte Bauten¹⁰ als über eine Reihe bi-

⁹Die Laborde selbst zitiert. Vgl. hierzu Leopoldo della Santa, *Über den Bau und die Verwaltung einer öffentlichen Universalbibliothek*, mit einem veranschaulichenden Plan, Faksimile der Originalausgabe von 1816, übersetzt v. Egon Wiszniewski, Karl-Marx-Stadt 1984; sowie den an Leopoldo della Santa anschließenden Christian Molbech, *Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken* (dän. 1829), übersetzt v. Henning Ratjen, Leipzig 1833.

¹⁰Wenn auch in einigen Bibliotheksneubauten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits eine räumliche Trennung von Lesesaal und Bücherverwahrung vorgenommen wurde, dann bleiben gerade die für die Buchbestände

bibliothekarischer und architekturtheoretischer Schriften, in denen das moderne Bibliotheksgebäude vor allem als Idee zirkulierte. Es ließe sich hier ebenso gut von einer Phase der Latenz sprechen, in der der Bibliotheksbau alle nur erdenklichen Dispositionen angenommen hat, bevor sich dann ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mit allgemein einsetzender Bautätigkeit bestimmte Grundrisslösungen, Gebäudeformen und Baustile durchsetzen und normativ werden. Hierher gehören die von bibliothekarischer Seite aus bevorzugten Lösungen eines länglichen Baukörpers, oft im Stil der Neorenaissance oder des Neobarock ausgeführt, mit den räumlich voneinander getrennten Funktionen: dem Lesesaal, der bis in das 20. Jahrhundert hinein in der Regel das räumliche Zentrum der Bibliothek bildet, den Katalog- und Verwaltungsräumen sowie zusehends ei-

vorgesehenen Räume konzeptionell der Saalbibliothek verbunden, insofern die Bücher nach wie vor in Büchergalerien entlang der Wände untergebracht wurden. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich durchsetzende moderne Magazinbibliothek als raumökonomische Weiterentwicklung des sogenannten *stall system* wurde offensichtlich lediglich vorweggenommen durch die Hofbibliothek in Karlsruhe, 1765, die über Laborde Einzug in die Geschichte der Bibliotheksarchitektur gehalten hat, sowie durch die konkreten, jedoch nicht umgesetzten Bibliotheksentwürfe von Johann Conradin Beyerbach für Frankfurt, 1817, und Karl Friedrich Schinkel für Berlin, 1835. Zum Bibliotheksbau des 19. Jahrhunderts vgl. im Überblick Hanns Michael Crass, *Bibliotheksbauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland*, München 1976; Jean Bleton, „Les bâtiments“, in: *Histoire des bibliothèques françaises*, tome 3: „Les bibliothèques de la Révolution et du XIXe siècle, 1789-1914“, hg. v. Dominique Varry, Paris 1991, S. 182-237.

nem schmucklosen Magazin mit Flachdecken und Doppelrepositorien.¹¹

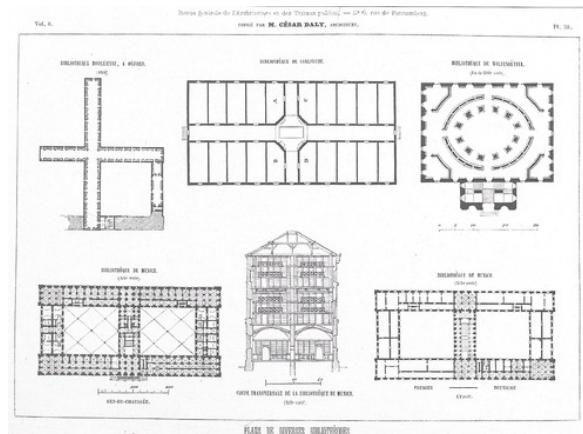


Abb. 3: Tableau mit Grundrissen von Bibliotheksgebäuden in der *Revue générale d'architecture et des travaux publics*, tome 8, 1849-50.

Die scheinbar linear verlaufende Entwicklungsgeschichte der modernen Bibliothek vom dysfunktionalen Schmuck- und Repräsentationsbau zum zweckmäßig eingerichteten Funktionsbau hat das im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert er-

¹¹Zum Anfang des 20. Jahrhunderts erreichten Stand der Bibliotheksarchitektur vgl. Georg Leyh, „Bibliothek“, in: Wasmuths Lexikon der Baukunst, Bd. 1, Berlin 1929, S. 521-527.

öffnete Feld möglicher Bibliotheksarchitekturen in den Hintergrund treten lassen. Indessen weist es ein auffallendes Spektrum auf, und zwar nicht nur hinsichtlich der unterschiedlichen Genera und Stile, in denen das Bibliotheksgebäude gedacht worden ist, sondern auch der Anleihen an andere Gebäudetypen. In den zahlenmäßig kaum zu überblickenden Entwürfen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allein für die französische *Bibliothèque royale* finden sich Referenzen an Tempel, Theater, Kaserne, Fabrik und Gefängnis mit ihren jeweils eigenen Raumordnungen, die immer auch Wissens- und Körperordnungen sind. Das von bibliothekarischer Seite ausgesprochene Verdikt gegenüber bestimmten Raumformen hat deren Verdrängung dabei begünstigt, wenn sie auch nie ganz aus der Bibliotheksarchitektur verschwunden sind. Ein Beispiel dafür geben Rundbauten und Kuppellesesäle. Entgegen der durch Léon de Laborde oder Georg Leyh an ihnen geübten Kritik¹² sind sie bis in die Gegenwart hinein im Bibliotheksbau zu finden.¹³

Insgesamt macht die Bibliothekswissenschaft der Architektur die Autorität über den Bibliotheksbau im 19. Jahrhundert

¹²Vgl. Laborde, *Étude sur la construction des bibliothèques*, sowie Leyh, Bibliothek.

¹³Vgl. hierzu im Überblick Ursula Bernhardt, „Die Kuppel über dem Quadrat: der neue Lesesaal in der Tradition bedeutender Kuppellesesäle“, in: *Buch, Leser, Bibliothek: Festschrift der Badischen Landesbibliothek zum Neubau*, hg. v. Gerhard Römer, Karlsruhe 1992, S. 93-113.

streitig. Hatte die Architekturtheorie¹⁴ an allgemeinen Bedingungen desselben bis in das 19. Jahrhundert kaum mehr festgestellt, als dass das Gebäude gegen Feuchtigkeit und Brandgefahr zu schützen sei, darüber hinaus den natürlichen Lichteinfall zu berücksichtigen und diesen über die Ausrichtung der Räume und ihre Fensteröffnungen zu verstärken habe,¹⁵ dann wurde dies aus der bibliothekarischen Praxis im 19. Jahrhundert um die voneinander getrennten Funktionsabläufe in der Bibliothek und ein daraus abgeleitetes Raumprogramm erweitert. Schon Laborde weiß zwischen solchen Bauten zu unterscheiden, bei denen für Planung und Entwurf ausschließlich ein Architekt verantwortlich gezeichnet hat – Bauten, die seiner Kritik bezeichnender Weise nicht standhalten –, und solchen, bei denen diese Aufgaben wesentlich vom Bibliothekar beeinflusst worden sind. Während Leyh am Ende der Entwick-

¹⁴Zum Bibliotheksbau in der Architekturtheorie vgl. Regina Becker, „ordinatio et dispositio. Die Grundlagen einer Architektonik für die Bibliotheca publica“, in: Robert Felfe u. Kirsten Wagner (Hg.), *Museum, Bibliothek, Stadtraum. Räumliche Wissensordnungen 1600-1900*, Berlin 2010, S. 89–108; dies.: „Theorie und Praxis – zur Typologie in der Bibliotheksarchitektur des 17. und 18. Jahrhunderts“, in: Carsten-Peter Warncke (Hg.), *Ikonographie der Bibliotheken*, Wiesbaden 1992, S. 235–269.

¹⁵Daraus resultierten im Entwurf Büchersammlungen, die sich im ersten Stockwerk von Gebäuden befanden, Beamtenwohnungen, die aus dem eigentlichen Bibliotheksgebäude herausgelöst wurden – wie überhaupt die Forderung nach einem frei stehenden Gebäude –, sowie schließlich an den beiden Längsseiten der Büchersäle vorhandene, höher gelegene Fensterreihen bis hin zu Fensteröffnungen in den Decken für entsprechendes Oberlicht.

lung der modernen Magazinbibliothek den Architekten nur mehr als Künstler und nur noch dort tätig werden lässt, wo es über die allgemeine Disposition des Gebäudes hinaus um die „Parerga“ von Büchersammlungen geht: „[...] die Gestaltung der Fassade, der Eingangshalle, des Treppenhauses, der Lese-säle [...].¹⁶

Die Diskussion um die moderne Bibliotheksarchitektur verläuft entsprechend an zwei seit dem späten 18. Jahrhundert gezogenen Grenzen: zwischen Architekt und Ingenieur einerseits, zwischen Architekt und Bibliothekar andererseits. Kennzeichen dieser Diskussion ist, dass sie öffentlich über das Medium ausgetragen wird, das von sich beansprucht, mit der Dynamisierung und Ausdifferenzierung des Wissens in der Moderne Schritt halten zu können: die Presse, und hier im Besonderen die Architekturpresse. Zum Konzept der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* als einer der wichtigsten Architekturzeitschriften des 19. Jahrhunderts führt César Daly aus, dass sie gegenüber dem statischen Buch, das sich angesichts des anwachsenden Wissens bereits am Tag nach seinem Erscheinen als unvollständig erweise, nicht nur die rasanten Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten besser abbilden könne, sondern auch der Kommunikation der

¹⁶Leyh, Bibliothek, S. 522.

neuesten Erkenntnisse über die Fachgrenzen hinweg diene.¹⁷ Nun nimmt der Bibliotheksbau innerhalb der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* vielleicht nicht die wichtigste Rolle ein. In der Zeitschrift herrschen neben praktisch konstruktiven Fragen architekturhistorische Themen mit einem Fokus auf der mittelalterlichen und der außereuropäischen Architektur vor. Hinzu kommen die neuen Bauaufgaben im Wohnungs-, Schul-, Gesundheits- und Transportwesen.

Dennoch zeigt sich Dalys Periodikum als zentrales Forum in der Auseinandersetzung um die *Bibliothèque royale* und damit verbunden den modernen Bibliotheksbau. Nicht nur kommen die konträren Lager, Bestandserhalt und Umbau der *Bibliothèque royale* im Palais Mazarin versus Abriss und Neubau an einem anderen Standort, über die Präsentation der jeweiligen Entwürfe zu Wort. Es werden, wie an Dalys eingangs zitiertem Beitrag zu sehen ist, auch allgemeine Reflexionen über die Bibliotheksarchitektur angestellt.¹⁸ Für die Darstellung des

¹⁷ César Daly, „Introduction“, in: *Revue générale de l'architecture et des travaux publics*, tome 1 (1840), S. 1-7, hier S. 4.

¹⁸ Wenn die von Marc Saboya ausgewertete Anzahl der in der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* vorgestellten Bibliotheksentwürfe nahelegt, dass es sich beim Bibliotheksbau um einen in der Zeitschrift vergleichsweise wenig berücksichtigten Gegenstand handelt, ist das ein Stück weit zu relativieren. Denn mit der Konzentration auf einzelne konkrete Entwürfe übersieht Saboya, dass über die verschiedenen Rubriken der Zeitschrift verteilt, besonders in den Miszellen, immer wieder an die laufende Bibliotheksdiskussion angeschlossen wird, etwa mit Berichten über aktuelle Planungen und behörd-

Bibliotheksbaus in der Architekturpresse gilt daher, was Marc Saboya generell für das neue Medium der Architekturperiodika festgestellt hat: Jene zeichnen ein direktes Bild der im 19. Jahrhundert geführten stilistisch-ästhetischen Kontroversen und öffentlichen Meinungsbildung über bestimmte Bauaufgaben, so auch über die moderne Bibliothek. Auf diese Weise vermitteln die Architekturperiodika zugleich den „caractère collectif de l'activité architecturale“.¹⁹ Dies gilt in besonderem Maße für den Bibliotheksbau, zu dem sich im frühen 19. Jahrhundert neben Architekten und Bibliothekaren auch Altertumsforscher, Künstler, Industrielle und Bankiers, private Sammler und Philanthropen äußerten. Sie waren nicht nur die Adressaten der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics*,²⁰ sie fanden dort auch ein Sprachrohr, über das ihre Entwürfe und architektonischen Ideen verbreitet wurden.

Unter diesen interessieren im Folgenden drei Entwürfe, die im zweiten Jahrgang der *Revue générale de l'architecture et des*

liche Bekanntmachungen in Zusammenhang mit der *Bibliothèque royale*. Hinzu kommt, dass Artikel wie der abgedruckte vierte Brief Labordes über den Palais Mazarin in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bibliotheksfrage steht. Vgl. hierzu Marc Saboya, *Presse et architecture au XIXe siècle. César Daly et la Revue générale de l'architecture et des travaux publics*, Paris 1991, insbes. S. 272 f.

¹⁹Ebd., S. 50.

²⁰Bereits in der ersten Ausgabe der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* wird von Daly benannt, an wen sich die Zeitschrift gleichermaßen richtet: „[...] à la fois aux architects, aux ingénieurs, aux archéologues, aux industriels, aux propriétaires, et enfin aux governments [...].“ Daly, *Introduction*, S. 4.

travaux publics durch einen offensichtlich anonym bleiben wollenden Bibliophilen (sic!) vorgestellt werden. Es handelt sich hierbei um die Entwürfe von Jean Chevret (1747-1820), einem „einfachen Angestellten der königlichen Bibliothek“²¹, Antoine-François Mauduit (1775-1854), seines Zeichens Architekt und ehemaliger Sekretär und Bibliothekar der *Académie de France* in Rom, sowie Benjamin Delessert (1773- 1847), Bankier und in Wissenschaftskreisen weithin angesehener Besitzer einer Pflanzen- und Muschelsammlung nebst dazugehörender naturkundlicher Bibliothek. Alle drei teilen die Konzeption einer Bibliotheksrotunde mit zentralem Lesesaal. Geht es dem bibliophilen Rezessenten mit der Darstellung dieser Entwürfe vor allem um die Klärung des Urheberrechts an der zirkulären und radialen Raumordnung von Büchersammlungen, dann sollen hier die verschiedenen Wissens- und Körperordnungen im Vordergrund stehen, die sich im Übergang von der Saal- zur Magazinbibliothek in den Rundbau einschreiben und überlagern: zum einen die Verräumlichung eines enzyklopädischen, universalen Wissens und zum anderen die panoptische Regulierung von Körperbewegungen, von Buchkörpern und Nutzerkörpern²², im Raum. Eine Verbindung zwischen diesen unter-

²¹ Anonymus, „La Bibliothèque royale“, in: *Revue générale de l'architecture et des travaux publics*, 3 (1842), S. 307-308, hier S. 308.

²² Zu diesem Aspekt der Bewegung in Bibliotheken vgl. exemplarisch Ulrich Johannes Schneider, „Bücher und Bewegung in der Bibliothek von Herzog August“, in: Frank Büttner, Markus Friedrich u. Helmut Zedelmaier (Hg.), *Sam-*

schiedlichen architektonischen Bibliotheksideen besteht dort, wo das räumliche Zentrum mit einem allsehenden und allwissenden Auge besetzt zu sein scheint.

Entwürfe der modernen Bibliothek im historischen Kontext der *Bibliothèque royale*

Die Entwürfe für einen Bibliotheksneubau von Chevret, Mauduit und Delessert teilen nicht nur den Rundbau, sie beziehen sich allesamt auf die *Bibliothèque royale* in Paris, deren Anfänge bis auf die Handschriftensammlungen Karls V. in das 14. Jahrhundert zurückreichen.²³ Nach verschiedenen Standorten außerhalb und innerhalb von Paris zog die königliche Bibliothek, die mittlerweile mehr als 105.000 Handschriften und 40.000 gedruckte Werke umfasste,²⁴ in den 1720er Jahren in die Räumlichkeiten des Palais Mazarin ein. In diesem Zuge erfolgten einige Umbaumaßnahmen des Gebäudeensembles. (Abb. 4) Noch im 18. Jahrhundert zeigte sich indessen, dass der heterogene Gebäudekomplex trotz der neu eingerichteten Galerien und Erweiterungen für die stetig anwachsenden Bestände nicht

meln, Ordnung, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit, Münster 2003, S. 111-127.

²³Zur Geschichte der *Bibliothèque royale* vgl. im Überblick Françoise Bléchet, „La Bibliothèque royale du XVIe siècle à 1789“, in: Myriam Bacha u. Christian Hottin (Hg.), *Les bibliothèques Parisiennes. Architecture et décor*, Paris 2003, S. 45-50.

²⁴Ebd., S. 47.

mehr ausreichte. Ein öffentlicher Lesesaal der seit 1692 allgemein zugänglichen Bibliothek fehlte ebenfalls. Zudem wurden an den historischen Gebäuden des Palais Mazarin erste Schäden festgestellt, und von Seiten benachbarter Gebäude drohte Brandgefahr. Entsprechend setzten bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Planungen für eine Erweiterung oder Auslagerung der königlichen Bibliothek ein.

Unter diesen Planungen befinden sich auch mehrere Entwürfe von Étienne-Louis Boullée, die sich jeweils auf einen anderen Standort in Paris beziehen.²⁵ (Abb. 5) Der bekannteste unter ihnen sah eine Überbauung des Hofes zwischen der Galerie Mazarine und dem westlichen Flügel des Hôtel Nevers mit einem kassettierten Gewölbebogen vor, der den gesamten Hof über eine Fläche von rund 2.508 qm² überspannt. An den Längsseiten des Hofes, unterhalb der Säulenreihen, durchlau-

²⁵ Die beiden anderen Entwürfe richteten sich auf das Gelände des Kapuzinerordens sowie einen Standort in der Nähe des Palais Mazarin. Während der erste einen kreuzförmigen Grundriss mit einer halbkreisförmigen, von Säulenkolonnaden gerahmten Vorhalle (Apollotempel) aufweist, organisiert sich der zweite um einen zentralen Hof. Zu Boullées Bibliotheksentwürfen vgl. Étienne-Louis Boullée, *Architektur. Abhandlung über Kunst*, hg. v. Beat Wyss, eingeführt u. kommentiert v. Adolf Max Vogt, übersetzt v. Hanna Böck, Zürich u. München 1987, S. 117-123; Helen Rosenau, *Boullée's Treatise on Architecture*, London 1953, S. 18 f.; Jean-Marie Pérouse de Montclos, *Étienne-Louis Boullée (1728-1799), de l'architecture classique à l'architecture révolutionnaire*, Paris 1969, S. 125-127, 165-167; Adolf Max Vogt, „Boullée sucht «kosmische Größe für seine Bibliothek»“, in: Susanne Bieri u. Walther Fuchs (Hg.), *Bibliotheken bauen. Tradition und Vision*, Basel u.a. 2001, S. 215-226.

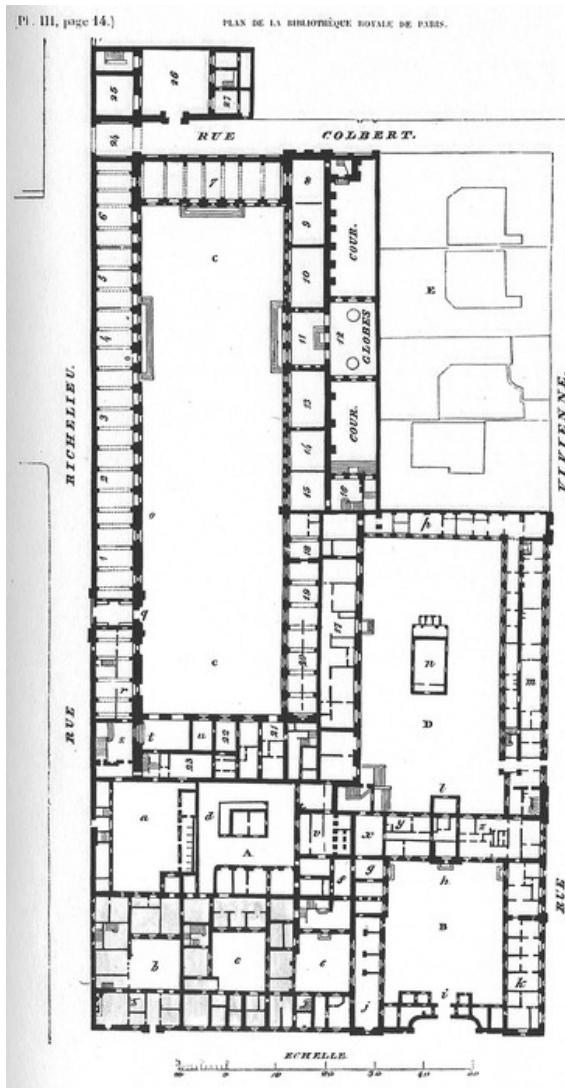


Abb. 4: Grundriss der *Bibliothèque royale* im Palais Mazarin nach León de Laborde, 1845.

fen jeweils vier terrassenförmig angelegte Bücherwände mit einem Fassungsvermögen von mehr als 300.000 Bänden²⁶ den gesamten Raum. Im Scheitelpunkt des Tonnengewölbes ist ein Oberlicht ausgespart. Die Zeichnung unterstreicht die Monumentalität des Entwurfs, indem die zentralperspektivische Raumkonstruktion nicht nur einen durch die Säulenreihen massierten Tiefensog entfaltet, sondern mit dem niedrig gelegenen Fluchtpunkt auch die Höhendifferenz des Raumes betont. Gegenüber der regelmäßigen Ordnung des Raumes weisen die Bücher eine dynamische Ordnung auf: Ins Rutschen gekommene Buchreihen oder aufeinander gestapelte Bände zeigen die Bücher in Bewegung an. Auch die antikisiert dargestellten Nutzer der Bibliothek, die sich aufgrund der Größenverhältnisse in diesem ausgedehnten, kosmischen Raum des Wissens zu verlieren scheinen, sind nicht einfach in stiller Lektüre erstarrt. Sie führen Zeigegesten des geometrischen und literarischen Beweises aus, betrachten Globen, disputieren, ziehen Bücher aus den Regalen. Wenn Boullée selbst als Vorbild für seine Bibliotheksentwürfe Raffaels Fresko *Die Schule von Athen* in den Vatikanischen Stanzen aus den Jahren 1509-1511 angegeben hat, dann umfasst die Adaptation mehrere Ebenen: erstmals das kassettierte Gewölbe sowie den Triumphbogen als ar-

²⁶Für diese Anzahl allein an gedruckten Büchern plante Boullée seine Bibliothek.

chitektonische Zitate,²⁷ zweitens die Figurenanordnung – auf der rechten Bildhälfte im geometrischen Beweis, auf der linken Hälfte in aufgeschlagene Bücher bzw. Kodizes vertiefte Figuren –, drittens die Konzeption der Bibliothek als eine ebenso kommemorativ wie edukativ angelegte Versammlung sämtlicher Geistesgrößen und der durch sie verkörperten Wissenschaften und Erkenntnisse in einem Raum.²⁸

Boullée hat für den hier gezeigten Entwurf die Bilder einer „riesigen, von oben beleuchteten Basilika“ und eines „nur aus Büchern bestehende[n] Amphitheater[s]“²⁹ gefunden. Kommen in ihm noch einmal Lesesaal und Buchaufstellung im Sinne der barocken Saalbibliothek mit ihrem auf die gleichermaßen ästhetische und repräsentative Wirkung der Bücherwände zielenden Programm zusammen, bedenkt Boullée bereits eine Ausdifferenzierung der Bestände, insofern in den angrenzenden Räumen des Palais Mazarin, zum Teil der bestehenden Sammlungsaufteilung folgend, die Manuskripte, Stiche, Münzen und zusammen mit den Coronelli Globen die Geographica

²⁷Dabei weist Boullées Bibliotheksentwurf auf dem Gelände des Kapuzinerordens mit seinem kreuzförmigen Grundriss und dem Kuppelsaal im Zentrum eine noch größere Nähe zu der ihrerseits an antiken Vorbildern orientierten Bildarchitektur Raffaels auf.

²⁸Vgl. Boullée, Architektur, S. 117.

²⁹Ebd., S. 120, 122.

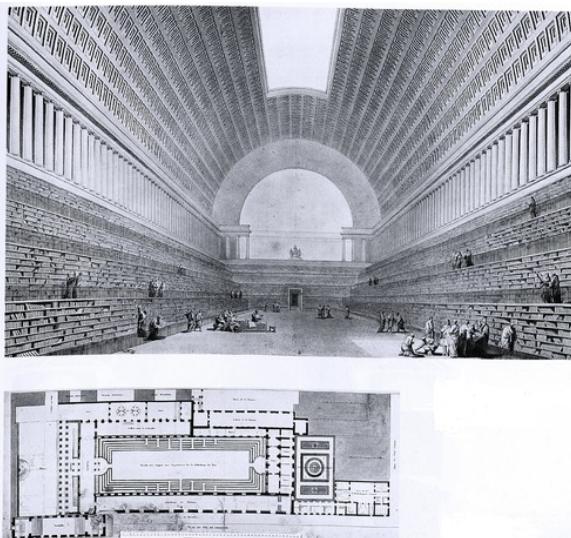


Abb. 5: Entwurf für die *Bibliothèque royale* von Étienne-Louis Boullée, 1785.

untergebracht werden.³⁰ Bibliotheksökonomische Überlegungen zur schnellen Buchbeschaffung über den direkten Zugriff und die unmittelbare Buchausgabe am Regal durch die Biblio-

³⁰Zur Raum- und Sammlungsaufteilung der *Bibliothèque royale* im Palais Mazarin vgl. Léon de Laborde, *Étude sur la construction des bibliothèques*, S. 14-16.

thekare sowie die gleichzeitig gegebene Möglichkeit der Überwachung der Leser weisen ebenfalls schon über die Saalbibliothek hinaus. Boullée führt in diesem Zusammenhang die antike Bibliothek Roms als Vorbild an. Ihre Vorzüge hätten darin gelegen, dass die „Galerien von einem gemeinsamen Zentrum ausgehen, so dass man von dort alle in der Bibliothek befindlichen Personen sehen kann“³¹. Ebendieser Überwachungstopos wird sich über Durands radialen Bibliotheksentwurf fortsetzen und in Delesserts panoptischer Form der Bibliothek gleichsam zu sich selbst kommen.

Die Entwürfe Boullées umspannen im Wesentlichen das Spektrum, zwischen dessen Polen sich die Diskussion um die *Bibliothèque royale* in den Jahren 1750 bis 1850 bewegte: Zwischen einem Bestandserhalt im Palais Mazarin mit entsprechenden Eingriffen in die vorhandene Bausubstanz und einem Neubau, für den alle nur erdenklichen Formen und Stand-

³¹ Boullée, Architektur, S. 119. Nach Rosenau soll sich Boullée hier auf einen (missverstandenen) Passus aus Plinius' Naturgeschichte, Buch 7.xxx, beziehen, in dem Plinius über die erste von Gaius Asinius Pollio im Atrium Libertatis gegründete öffentliche Bibliothek Roms berichtet. Die von ihren Räumlichkeiten bis heute nicht eindeutig rekonstruierte Bibliothek wurde durch Beutezüge des Pollio ermöglicht, und in ihr sollen Bildnisse der bedeutendsten Schriftsteller der Antike, darunter eines von Marcus Terentius Varro, des einzigen lebenden unter den so geweihten Autoren, aufgestellt gewesen sein. Vgl. hierzu Rosenau, Boullées Treatise, S. 114.

orte links und rechts der Seine in Betracht gezogen wurden.³² Als Alternative kam mehrfach eine Überführung der Bibliothek und ihre Zusammenlegung mit anderen Sammlungsbeständen der Künste und Wissenschaften im Louvre auf. Am Ende wurde die Diskussion mit dem Entwurf des „Architekten-Konstrukteurs“³³ Henri Labrouste, seit 1854 Nachfolger Louis Viscontis im Amt des Architekten der königlichen Bibliothek, zugunsten des Bestandserhalts und -umbaus entschieden. Nahezu an der Stelle, an der Boullée seinen Büchertempel geplant hatte, entstand in den Jahren 1861–1869 basierend auf einer Eisenkonstruktion ein von neun Kuppeln überspannter Lesesaal mit angeschlossenem Magazin.³⁴ (Abb. 6) In den gut sieben Jahrzehnten, die zwischen Boulliés Entwürfen und der Erweiterung des Palais Mazarin durch Henri Labrouste liegen, tauchte auf dem Papier eine Vielzahl weiterer Bibliotheksgebäude auf. Zum einen resultierten sie aus Wettbewerben, die zum täglichen

³²Zu den verschiedenen in Erwägung gezogenen Standorten vgl. ausführlich den kritischen Beitrag Léon de Laborde, *La Bibliothèque Royale occupe le centre topographique*.

³³Wie Sigfried Giedion Labrouste als den Architekten des 19. Jahrhunderts charakterisiert, der zum „erstenmal Ingenieur und Architekt in einer Person Gestalt“ hat werden lassen. Vgl. Sigfried Giedion, *Bauen in Frankreich. Bauen in Eisen. Bauen in Eisenbeton* (1928), neu hg. u. mit einem Nachwort versehen v. Sokratis Georgiadis, Berlin 2000, S. 14.

³⁴Zum Bibliotheksentwurf von Henri Labrouste vgl. Julien Cain, Roger-Amand Weigert u. Jean Valley-Radot, *Labrouste. Architecte de la Bibliothèque Nationale de 1854 à 1875*, Ausstellungskat., hg. v. der Bibliothèque nationale, Paris 1953.

chen Lehrbetrieb der *École des beaux-arts* gehörten. Allein der *Grand Prix de Rome* hatte 1814 eine mit einem Museum verbundene Bibliothek und 1828 eine öffentliche Bibliothek zum Gegenstand.³⁵ Zum anderen fühlten sich inzwischen auch „Laien“ wie Benjamin Delessert berufen, sich mit eigenen Entwürfen in die öffentlich geführte Bibliotheksdiskussion einzuschalten, die im ersten Drittelpunkt des 19. Jahrhunderts an Dringlichkeit zugenommen hatte. Durch die Säkularisation und die Französische Revolution waren zahlreiche Kloster- und Privatbibliotheken beschlagnahmt beziehungsweise aufgelöst worden. Die in Umlauf gebrachten und zum Teil der *Bibliothèque royale* zugeführten Handschriften und -buchbestände brachten das räumliche Fassungsvermögen der Bibliothek mit im Jahr 1835 gezählten 750.000 Büchern und über 100.000 Handschriften endgültig an seine Grenzen. Auch der Nutzerkreis von Bibliotheken erweiterte sich. Symptomatisch bezieht Léon de Laborde in seine Standortanalyse der verschiedenen Pariser Bibliotheken die „ouvriers littéraires“ als neue Adressaten ein, die in den Lesesälen ihr Tagesgeschäft verrichteten.³⁶ Die öffentliche

³⁵Vgl. hierzu Jean-Michel Leniaud, „Le programme d'une bibliothèque au XIXe siècle“, in: ders. (Hg.), *Des palais pour les livres. Labrouste, Sainte-Geneviève et les bibliothèques*, Paris 2002, S. 11–23.

³⁶Laborde, La Bibliothèque Royale occupe le centre topographique. Im achten Brief, *Étude sur la construction des bibliothèques*, S. 47, unterscheidet Laborde zudem zwischen dem in der Bibliothek arbeitenden Wissenschaftler („travailleur“) und dem nur zur Besichtigung ihrer Sammlungsbestände sie

Bibliothek erscheint nicht mehr wie bei Boullée als nationaler Geistes- und Wissenstempel, sondern gemäß dem Eingangszitat César Dalys als Arbeits-, Bildungs- und Erziehungsinstrument für breitere Schichten der Gesellschaft. In letzterer Funktion wurde sie zugleich zu einem Gegenstand der philanthropischen Bewegung des 19. Jahrhunderts.

Entwürfe der modernen Bibliothek: zwischen Kolosseum, Pantheon und Panopticon

Vor diesem Hintergrund sind auch die drei 1842 in der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* vorgestellten Entwürfe von Chevret, Delessert und Mauduit zu sehen, auf die jetzt zurückzukommen ist. Alle teilen den Rundbau beziehungsweise eine ellipsenförmige Rotunde mit zirkulärer oder aber radialer Grundrissorganisation. Während Mauduit seinen Entwurf explizit auf Bauten der römischen Antike zurückführt, ruft Delessert mit seinem Konzept einer „forme panoptique“³⁷ stillschweigend das von Jeremy Bentham im Ausgang des 18.

Aufsuchenden („visiteur“). Die Domäne des ersten ist der Lesesaal, die des zweiten das von Laborde in seinen Bibliotheksentwürfen vorgesehene, der eigentlichen Bibliothek vorgelagerte *Musée*, das neben Statuen eine historische Ausstellung der grafischen Künste sowie an Abteilungen die Münzen, Antiken und Rara enthält.

³⁷ Benjamin Delessert, *Mémoire sur la Bibliothèque royale, ou l'on indique les mesures à prendre pour la transférer dans un bâtiment circulaire, d'une forme nouvelle, qui serait construit au centre de la Place du Carrousel*, Paris 1835, S. 4.

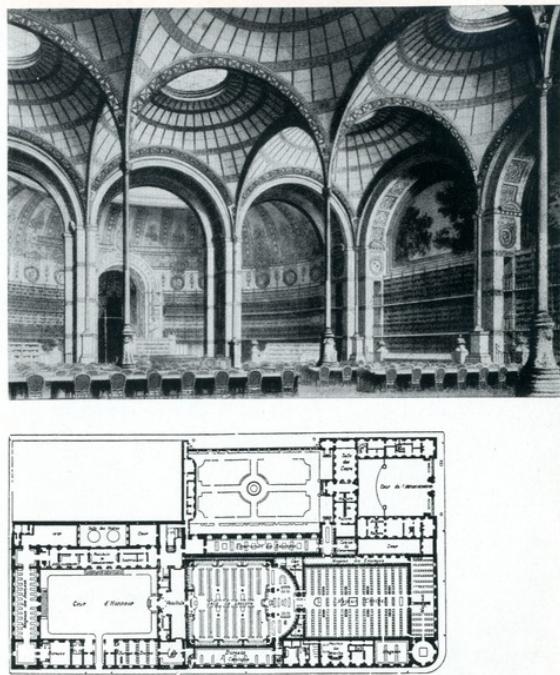


Abb. 6: Erweiterungsbau bzw. Lesesaal und Magazin für die *Bibliothèque royale* von Henri Labrouste, 1861-1869.

Jahrhunderts in mehreren Briefen vorgestellte Panopticon,³⁸ eine Gefängnisarchitektur, auf. Chevret hingegen sucht noch einmal Anschluss an die verräumlichten Wissensordnungen der frühen Neuzeit. Innerhalb der Bibliotheksarchitektur ist die Rotunde keineswegs neu.³⁹ Die *Bibliotheca Augusta* in Wolfenbüttel, 1706 bis 1710 nach Plänen von Hermann Korb realisiert, gilt innerhalb der Bibliotheksarchitektur als erster frei stehender Zentralbau mit einer innen liegenden ellipsenförmigen Rotunde. Zu den Vorbildern zählen das Pantheon und die Villa Rotonda Andrea Palladios.⁴⁰ Als Ellipse ausgeführt wurde auch die Bibliothek des Klosters St. Mang in Füssen.⁴¹ Bei ihr handelt es sich jedoch um kein autonomes Bibliotheksgebäude, vielmehr ist sie Teil der von 1701 bis 1718 auf einem

³⁸ Jeremy Bentham, *Panopticon; or the inspection-house, containing the idea of a new principle of construction applicable to any sort of establishment, in which persons of any description are to be kept under inspection; and in particular to penitentiary-houses, prisons, houses of industry, work-houses, poor-houses, lazaretos, manufactories, hospitals, mad-houses, and schools* (1787), Dublin 1791.

³⁹ Eine tabellarische Übersicht über die Bibliotheksrotunden des 17. und 18. Jahrhunderts gibt Petra Hauke, *Domus Sapientiae. Ein Beitrag zur Ikonologie der Bibliotheksraumgestaltung des 17./18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Klosters St. Mang, Füssen*, Bad Honnef 2007, S. 183.

⁴⁰ Vgl. Markus Eisen, „Zur architektonischen Typologie von Bibliotheken“, in: Winfried Nerdinger (Hg.), *Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken*, München u.a. 2011, S. 261-306.

⁴¹ Vgl. Hauke, *Domus Sapientiae*, darin auch Ausführungen zur Ellipse in der Architekturtheorie und im Bibliotheksbau, S. 180-181. Über den Hinweis auf Kepler liegt ein Ausblick auf die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg mit ihrem ellipsoiden Lesesaal nahe.

romanischen Vorgängerbau errichteten Klosteranlage. Bereits in den 1670er Jahren hatte Christopher Wren einen ebenfalls durch die Villa Rotonda inspirierten Bibliotheksentwurf für das Trinity College in Cambridge vorgelegt.⁴² (Abb. 7) Die Bibliotheksrotunde zeigt sich bei Wren von einem kubischen Baukörper ummantelt, über den sich eine von einer Laterne bekrönte Kuppel erhebt. Weitere Bibliotheksrotunden sind mit den Entwürfen der Wren-Schüler Nicholas Hawksmoor und James Gibbs für die Radcliffe Library in Oxford gegeben, deren Errichtung in den Jahren 1737-1749 schließlich Gibbs oblag.⁴³ Dabei wurde die Rotunde aus jeglicher Ummantelung herausgeschält. Die genannten Zentral- und Rundbauten verbindet die zirkuläre Aufstellung der Bücher an den umlaufenden Wänden im Inneren der Rotunden. Jean-Nicolas-Louis Durand wandelte diese Disposition insofern ab, als sein in dem *Précis des leçons d'architecture* veröffentlichter Entwurf eines Zentralbaus

⁴²Vgl. hierzu Howard Colvin, der die Rotunde Wrens auf Palladio zurückführt: „For a circular library there was no precedent, ancient or modern, but plans of a centralised character made a strong appeal to Wren, as they had done so many European architects from the Renaissance onwards. What Wren envisaged for Trinity would have looked externally somewhat like Palladio's Villa Rotonda near Vicenza, but with only one portico, and that an attached, not a free-standing, one.“ Howard Colvin, „The building“, in: David McKittrick (Hg.), *The making of the Wren Library, Trinity College, Cambridge*, Cambridge 1995, S. 28-49, hier S. 32.

⁴³Vgl. Ralph Dutton, *The Age of Wren*, London u.a. 1951. Das Bibliotheksgebäude ist dokumentiert über James Gibbs, *Bibliotheca radcliviana: or, a short description of the Radcliffe library at Oxford*, London 1747.

von acht Büchergalerien ausgeht, die strahlen- oder sternförmig von einem Kuppelsaal wegführen und in einen umlaufenden Gebäude ring münden.⁴⁴ (Abb. 8) Durand begründet diese Disposition, bei der die Bibliothekare im Kuppelsaal untergebracht sind, um von dort aus die Bücher- und Lesesäle in den Galerien einsehen zu können, mit einer durch sie ermöglichten Ordnung und Überwachung innerhalb der Bibliothek.

Auffällig an den Entwürfen von Chevret, Delessert und Mauduit ist, dass sie wie Mauduit zwar an solche Architekturtopoi wie das Pantheon anschließen, jedoch auf die zu ihrer Zeit bereits entworfenen und ausgeführten Bibliotheksrotunden keinerlei Bezug nehmen. Auch der bibliophile Rezensent der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics*, der in Chevrets Entwurf das Vorbild für Delessert und Mauduit gefunden haben will, stellt weder eine Verbindung zu anderen Bibliotheksgebäuden noch zu anderen Gebäudetypen her. Damit entgeht ihm – und das gilt fast ausnahmslos auch für die spätere Historiographie der Bibliotheksarchitektur –, dass sich mit der Form des Rundbaus im Übergang zur Moderne verschiedene Bedeutungen verbinden. Dies soll abschließend an den Bi-

⁴⁴An wenn auch in Bezug auf die Gebäudeart Bibliothek „unvollständigen“ Vorbildern benennt Durand den Rundbau der Radcliviana sowie den kreuzförmigen Grundriss mit überkuppelter Vierung der Bibliothek *Sainte-Geneviève*. Jean-Nicolas-Louis Durand, *Précis des leçons d'architecture données à l'école polytechnique*, Paris 1805, S. 55.

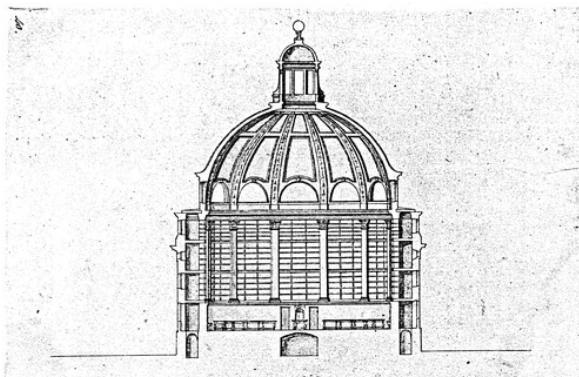


Abb. 7: Entwurf einer Bibliotheksrotunde für das Trinity College in Cambridge von Christopher Wren, 1670er Jahre.

bibliotheksentwürfen Jean Chevrets, Antoine-François Mauduits und Benjamin Delesserts nachvollzogen werden.

Eine zentralistische Bildungsidee: der Bibliotheksentwurf Jean Chevrets

Als Quelle des Bibliotheksentwurfs von Chevret führt der bibliophile Rezensent dessen 1792 erschienene Schrift *De l'éducation dans la République*⁴⁵ an. Seit 1765 in der Bibliothèque

⁴⁵Jean Chevret, *De l'éducation dans la République, et de ses moyens de prospérité et de gloire, ou Suite du principe universel d'éducation*, Paris 1792.

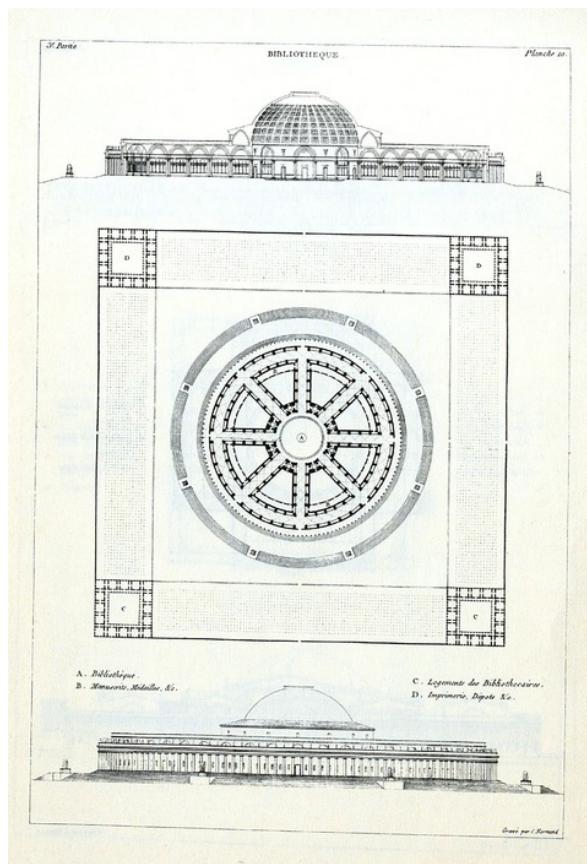


Abb. 8: Radialer Bibliotheksentwurf von Jean-Nicolas-Louis Durand, 1805

royale tätig, trat Chevret in den ersten Jahren der Französischen Revolution mit einer Reihe kleinerer Schriften an die Öffentlichkeit, die zur Gattung der moralischen und politischen Katechismen zu rechnen ist. Jene waren der Form nach am religiösen Katechismus, einer belehrenden Unterweisung in christliche Glaubensgrundsätze, orientiert, wurden im Rahmen der Revolution jedoch mit republikanischen Gesellschaftsmaximen als weltlichen Inhalten gefüllt und unter das Volk gebracht. Chevret bediente diese Gattung mit gleichermaßen religiöser und politischer Emphase, was so sicherlich nur in den Anfangsjahren der Revolution möglich gewesen ist. In einem kurzen Nachruf über Chevret heißt es entsprechend, dass er die „Ursache der Freiheit [das heißt die Revolution, Anm. K.W.] mit einem Enthusiasmus umarmt hatte, der ihn oft zum Deklamieren verleitet, der ihn aber niemals die religiösen und christlichen Prinzipien vergessen ließ, von denen er sich überall lebhaft durchdrungen zeigt“.⁴⁶ Dies gilt auch für seine Schrift von 1792, in der er die Erziehung der Jugend als notwendige Voraussetzung für das republikanische Staatswesen herausstellt. Denn allein durch Erziehung kann der nunmehr im Wollen und Handeln freie Bürger angeleitet werden, das zu tun, was nicht

⁴⁶ Alphonse Mahul, *Annuaire nécrologique, ou Supplément annuel et continuation de toutes les biographies ou dictionnaires historiques; contenant la vie de tous les hommes célèbres par leur écrits, leurs vertus ou leur crimes, morts dans le cours de chaque année; à commencer de 1820*, Paris 1821.

nur in seinem Sinne, sondern auch im Sinne des Gemeinwohls und gemäß den Naturgesetzen der Schöpfung das Richtige und Wahre ist.

Dieser Erziehungsauftrag wird durch eine Bibliothek, die *Bibliothèque de la République*, verkörpert, die Chevret in Korrespondenz zu einem Mausoleum entwickelt. Wie das Mausoleum die sterblichen Überreste der Vorfahren aufnimmt und Ort des Gedenkens an sie ist, so nimmt die Bibliothek zu kommemorativen und edukativen Zwecken die Erzeugnisse des menschlichen Geistes auf.⁴⁷ Die Disposition der „à la gloire de l'esprit humain et du génie françois, la patrie reconnaissante“⁴⁸ geweihten Bibliothek leitet Chevret dabei aus seiner bibliothekarischen Tätigkeit ab: „Nach der Erfahrung, die wir seit 27 Jahren im öffentlichen Betrieb und in den Arbeiten haben, zu denen wir besonders beauftragt worden sind während der großen zu bewirkenden Bewegungen in der Bibliothèque Nationale, scheint uns die zweckmäßigste Anordnung diejenige eines Sterns sein zu müssen, überragt in seiner Mitte von einer Kuppel oder einem Kuppeldach; das wäre die vorteilhafteste, die dem Auge am angenehmsten und, für die Flinkheit und Schnelligkeit des öffentlichen Betriebes, die bequemste Anord-

⁴⁷ Zur Verbindung von Mausoleum bzw. Grabmonument und Bibliothek schon bei Boullée vgl. Vogt, Boullée sucht «kosmische Größe für seine Bibliothek».

⁴⁸ Chevret, De l'éducation dans la République, S. 12.

nung. Die fünf großen bibliographischen Unterteilungen geben natürlicher Weise die Zahl der Galerien vor, die diesen Stern bildeten, welche, alle vereint durch eine kreisförmige Galerie, ein Ganzes formten, das fähig wäre, die gedruckten Bücher, die Handschriften, die Stiche, die Münzen, und die anderen zur Bibliothek gehörenden Sonderbestände zu enthalten, die sich alle, wenn auch voneinander separiert, der Öffentlichkeit vermittelten.“⁴⁹

In ebenjener Textpassage findet der bibliophile Rezensent der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* die Blaupause für die späteren Bibliotheksentwürfe von Delessert und Mauduit: „Die Herren Mauduit und Delessert erkennen leicht in den vorhergehenden Zeilen [vgl. das auch hier vorausgehende Zitat Chevrets, Anm. K.W.] das Prinzip ihrer Pläne, und sie werden ohne Zweifel die ersten sein, die sich zur daraus gemachten Rekonstruktion von J. Chevret beglückwünschen können, da sie ihren Projekten die Schützenhilfe eines altgedienten Mannes geben.“⁵⁰ Tatsächlich besteht die größte Affinität weder zu Delesserts noch zu Mauduits Entwurf, sondern zu Durands Konzeption eines Kuppelsaales, von dem sternförmig mehrere den Sammlungen vorbehaltene Galerien ausgehen. Bei Delessert beschränkt sich die radiale Organisation auf die Anordnung der Galerien beziehungsweise Stell-

⁴⁹Ebd.

⁵⁰Anonymous, La Bibliothèque royale, S. 309.

wände innerhalb einer großen Rotunde, und Mauduits Entwurf zeigt innerhalb der ovalen Grunddisposition eher ein griechisches Kreuz denn einen Stern.

Zu Chevrets Bibliothek existiert kein Plan, auch wenn er einen solchen anzufertigen verspricht.⁵¹ Dafür gibt er eine ausführliche Beschreibung nicht nur der Bibliotheksausstattung, sondern auch ihres Standortes innerhalb eines städtebaulichen Ensembles repräsentativer Staatsbauten. So sollen sich „im Zentrum der Kuppel, dem natürlichen Ort des Personals“, die diensthabenden Bibliothekare befinden, die, wie später ebenfalls bei Durand, „mit einem einzigen Blick das Ensemble der Galerien und aller Büros im selben Moment“⁵² zum Zwecke der Überwachung durchlaufen können. Die in der *Bibliothèque royale* vorhandenen Coronelli Globen⁵³ regen Chevret hingegen zu einer riesigen Armillarsphäre an, die dem Bibliothekseingang gegenüber in einem der Höfe unterkommt und dem Besucher ein Schauspiel der gesamten Himmelsmechanik bieten soll. Für die anderen dreieckigen Höfe sieht Chevret Statuen beziehungsweise Büsten all der Geistesgrößen vor, deren Werke die Bibliothek versammelt. Diese als „centre des lu-

⁵¹ Chevret, De l'éducation dans la République, S. 13 u. 14.

⁵² Ebd., S. 12 f.

⁵³ Chevret bringt sie am Ende einer der fünf Galerien unter. Am Ende derjenigen, die die Literatur enthält, findet sich hingegen ein „Parnasse françois“. Ebd., S. 13.

mières“⁵⁴ sich verstehende Bibliothek platziert Chevret in das absolute Zentrum von Paris und damit in die räumliche Mitte der neuen republikanischen Gesellschaftsordnung, deren Bürger auf die neuen gemeinsamen Werte hin allererst zu erziehen sind. Die Bibliothek ersetzt mithin Versailles als vormaligen Mittelpunkt, als Macht- und Ordnungszentrum des absolutistischen Flächenstaates.⁵⁵ Umgeben wird die Bibliothek von einem kreisförmigen Platz. Von ihm führen radial zehn Straßen in alle Richtungen des Landes. Der Bibliothek gegenüber liegt der Tempel des Gesetzes, in dem die Nationalversammlung tagt. Links und rechts von ihm eröffnet sich am Platzrand eine aus Arkaden gebildete Galerie, die den gesamten Platz umläuft. In ihr sind nicht nur die Meisterwerke der Künste und Wissenschaften über Gemälde, Skulpturen, Modelle und mathematische Instrumente, sondern auch Objekte der drei Naturreiche zur allgemeinen Belehrung ausgestellt. Das von Chevret um das lichtmetaphorisch erhöhte Zentrum in Form der Bibliothek entworfene „musée magnifique“⁵⁶ gleicht einer über den Stadtraum verteilten Kunstkammer. In seiner zirkulär-radialen An-

⁵⁴Ebd., S. 14.

⁵⁵Vgl. hierzu im Überblick Rudolf zur Lippe, „Hof und Schloss des Absolutismus“, in: *Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin*, Bd. 1 (1981/82), S. 201-224.

⁵⁶Chevret spricht hier von einem „riesigen Raum“, einer „prächtigen kreisrunden Galerie, die das großartigste Museum wäre, wo alle Meisterwerke der schönen und mechanischen Künsten“ vor Augen gestellt sind. Chevret, *De l'éducation dans la République*, S. 14.

lage und Ausstattung erinnert es zudem an die verräumlichte Wissensenzyklopädie von Tommaso Campanellas *Città del sole* aus dem frühen 17. Jahrhundert. Mit Chevretrts Entwurf läge somit ein weiteres Beispiel der Adaptation der ekphrastischen Wissensarchitekturen aus den frühneuzeitlichen literarischen Gesellschaftsutopien für den Bibliotheksbau vor.⁵⁷

Wenn auch kein Plan zu Chevrets Entwurf existiert, so hat er selbst eine Verbindung zwischen seiner mit der Bibliothek Raum gewordenen Bildungsidee und einem von ihm gezeichneten und von Jean Baptiste Marie Poisson gestochenen kosmologischen Diagramm hergestellt.⁵⁸ (Abb. 9) Das didaktische *Tableau central des opinions et de l'éducation publique* oder auch *Tableau central ou Astronomie-Physico-Théologie-Métaphysique* von 1791 bildet das gesammelte Weltwissen ab.⁵⁹ Steht es noch

⁵⁷Zur Adaptation dieser Gesellschafts- und Wissensutopien, die für sich früh schon den Rundbau bzw. den Rundtempel und zentralistische Stadtanlagen beanspruchten, in der Theorie und Praxis der Bibliotheksarchitektur vgl. Becker, Theorie und Praxis – zur Typologie in der Bibliotheksarchitektur, sowie Hauke, *Domus Sapientiae*.

⁵⁸Chevret, *De l'éducation dans la République*, S. 15.

⁵⁹Wie aus der das Tableau erläuternden Schrift, *Explication du tableau central des opinions et de l'éducation publique, ou Développement du spectacle de la Nature, de l'unité et de la trinité des son principe, et de l'accord de la Philosophie avec la Religion*, Paris 1791, hervorgeht, diente dieser am 18. Juli 1791 vor der Nationalversammlung präsentierte Stich als Illustration für eine weitere Schrift Chevrerets, und zwar für: *De l'Amour et de sa Puissance suprême, ou Développement de ses œuvres dans la nature et dans nos coeurs*, Paris 1791. Die Grafik war 1791 noch dem König gewidmet. Der Eintrag im oberen rechten Bildfeld „Hommage à l'humanité, à la Nation, à la Loi, et au Génie de la Liberté“

in der Tradition der enzyklopädisch-mnemotechnischen Diagramme der frühen Neuzeit⁶⁰, dann weisen wenigstens zwei Aspekte über sie hinaus. Zum einen werden die einzelnen *loci* oder Gedächtnis- und Wissenskompartimente, wie sie in dem Tableau aus der Überschneidung der radialen und kreisförmigen Linien hervorgehen, durch die handschriftlichen Annotationen entlang der Kreisbahnen der Planeten deutlich entgrenzt. Zum anderen tritt hier an die Stelle eines magisch-astrologischen Verweisungszusammenhangs ein astronomisches, auf Naturgesetzen basiertes Wissen, das gleichwohl noch in Gott als souveränem Prinzip seinen Ursprung und sein Erkenntnisziel hat. Ihm zugeordnet ist das Dreieck als Trinitätssymbol, in dessen Mitte ein die absolute Einheit verkörpernder Kreis („Dieu“) und ein Halbkreis liegen. Das Dreieck ist hierbei der Sonne als Zentrum des Universums eingeschrieben. Dem liegt ein Vergleich des Licht bringenden Schöpfers und der Sonne voraus; gleichzeitig ließe sich die Sonnenmetapher historisch auf den unmittelbar von Gott eingesetzten absolu-

lautete ursprünglich „Hommage à l’humanité, à la Nation, à la Loi, et au Roi“. Offensichtlich unterlag die hier gezeigte Fassung der *Bibliothèque nationale* mit der Signatur GE D-13633 nach dem Sturm auf den Tuilerienpalast im August 1792 und der Hinrichtung Ludwigs XVI. im Januar 1793 einer Zensur, bei der das Wort „Roi“ überklebt wurde durch den Schriftzug „au Génie de la Liberté“.

⁶⁰Zur entsprechenden Mnemotechnik vgl. grundlegend Frances A. Yates, *The Art of Memory*, London u. Chicago 1966.

tistischen Herrscher beziehen.⁶¹ Radial von der Sonne gehen das Universum durchdringende Lichtstrahlen aus. Die konzentrischen Ringe bezeichnen hingegen die idealisierten Planetenbahnen. Die beiden Medaillons links und rechts neben dem Dreieck stellen die zwei Pole dar, über die die Erkenntnis des Universums möglich ist: die Philosophie, welche an Zweigen Logik, Metaphysik, Moral und Physik umfasst, und die Religion. In den kleinen aneinandergereihten Medaillons, die das kosmologische Diagramm einrahmen, finden sich schließlich die Namen von bedeutenden Naturforschern, Philosophen, Staatsmännern und Kirchenvätern. Also all jener Geistesgrößen, die Chevret auch zur Aufstellung in den Innenhöfen der Bibliothek vorgesehen hat.

Chevrets eigene Querverweise zwischen seinen Schriften und dem *Tableau central des opinions et de l'éducation publique* legen einen Vergleich zwischen dem Bibliotheks- beziehungsweise Stadtgrundriss und dem kosmologischen Diagramm nahe. Beide sind radial organisiert und gehen von einem kreisförmigen Zentrum aus. In diesem befindet sich hier der alles mit einem Blick überwachende Bibliothekar, dort das nicht minder wachsame Auge Gottes. Denn Dreieck, Kreis und Halbkreis auf

⁶¹Der ehemals absolutistische Monarch Ludwig XVI. blieb bis zu der Abschaffung des Königtums und dem Ausruf der Republik im Herbst 1792 Regent einer konstitutionellen Monarchie, deren Verfassung ein Jahr zuvor verabschiedet worden war.

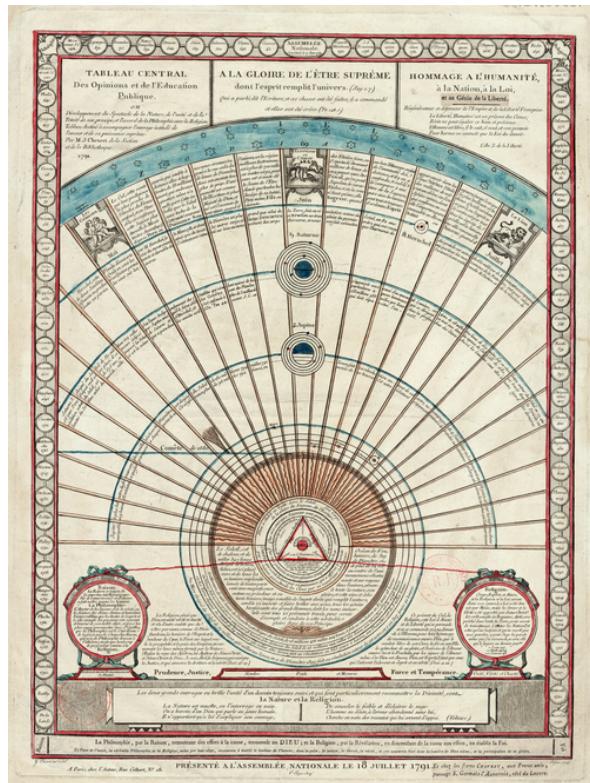


Abb. 9: Kosmologisch-encyklopädisches Diagramm mit didaktischer Funktion, Entwurf von Jean Chevret, gestochen von Jean Baptiste Marie Poisson, 1791.

dem *Tableau central des opinions et de l'éducation publique* können als ein der christlichen Ikonographie entlehntes, von Chevret auf die geometrischen Grundformen reduziertes Bildsymbol gelesen werden: das eines geöffneten Auges, das von einem Dreieck als Zeichen der Dreifaltigkeit, einer Korona von Lichtstrahlen oder, wie bei Chevret, gleich von beidem umgeben ist. Bezeichnete dieses Bildsymbol in christlichem Zusammenhang die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes sowie auch göttliche Vorsehung, dann wurde es im Zuge von Aufklärung und Französischer Revolution zu einem allsehenden und allwissen Auge ebenso des Verstandes wie der republikanischen Legislative transformiert.⁶² Die ins absolute räumliche Zentrum der Stadt Paris und damit der Nation gerückte Bibliothek mit einem Bibliothekar in ihrer Mitte, der über das Universum des Wissens wacht, kommt dessen Apotheose nahe. Ein vergleichbares Raum- und Blickdispositiv lässt sich, wie oben schon angedeutet, für den Hof von Versailles und die *chambre du roi* rekonstruieren. Als Schnittpunkt aller räumlichen Achsen war

⁶²In dieser Bedeutung führt das Bildsymbol nicht nur die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 an, sondern findet auch in die Vignetten Eingang, die die Dokumente der Nationalversammlung und ihrer Abteilungen zieren. Vgl. hierzu Auguste Boppe, *Les vignettes emblématiques sous la Révolution*, Paris u. Nancy 1911. Zur Transformation dieses Bildsymbols im Kontext der Amerikanischen und Französischen Revolution vgl. im Überblick Astrid Schmidt-Burkhardt, „The All-Seer: God's Eye as Proto-Surveillance“, in: Thomas Y. Levin (Hg.), *CTRL (space). Rhetorics of Surveillance from Bentham to Big Brother*, Karlsruhe u. London 2002, S. 17-31.

die *chambre du roi* der herausgehobene Ort, „von [dem] aus [...] der Blick beherrschend das Land und das Leben nach allen Seiten [erfasst]“.⁶³ Rudolf zur Lippe hat in diesem Zusammenhang nicht nur von einer „äußerst virulenten Ambivalenz von Kontrolle und Garantie allgegenwärtiger Ordnung“⁶⁴ gesprochen. Er hat auch darauf hingewiesen, dass „dieser Blick [...] bereits durchaus etwas von dem panoramatischen Kontrollblick des Aufsehers im Mittelpunkt jener Gefängnisanlage von Jeremy Bentham [hat], die um 1800 aus bürgerlicher Vorstellung das absolutistische Prinzip für die geschlossenste aller öffentlichen Anstalten zu einem bestimmten Extrem steigern sollte“.⁶⁵ In der konkreten Adaptation dieser Gefängnisarchitektur für den Bibliotheksbau durch Benjamin Delessert besteht folglich ein letzter konsequenter Schritt.

Ein Kolosseum, Pantheon und Basar: der Bibliotheksentwurf Antoine-François Mauduits

Bevor Delessert diesen Schritt 1835 mit seinem ersten von insgesamt zwei Bibliotheksentwürfen vollzieht, beansprucht Antoine-François Mauduit – offensichtlich in Reaktion auf

⁶³Zur Lippe, Hof und Schloss des Absolutismus, S. 217.

⁶⁴Ebd., S. 219.

⁶⁵Ebd., S. 218.

die positive Aufnahme von Delesserts Entwürfen⁶⁶ –, das Urheberrecht an einem für die *Place du Carrousel* geplanten Bibliotheksgebäude mit zentralem Kuppelsaal und strahlenförmig von ihm ausgehenden Galerien für sich;⁶⁷ natürlich fälschlich, wie der bibliophile Rezensent der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* mit dem Hinweis auf Chevret betonen wird. Als strikter Vertreter der *Beaux-arts*-Tradition orientiert sich Mauduit bei seinem Bibliotheksentwurf an antiken Gebäuden und ihren Ordnungen.⁶⁸ (Abb. 10) Auf einem Plan macht sich dieser Entwurf wie folgt aus:⁶⁹ von einer elliptischen Rotunde, die von einem Kuppeldach überspannt wird und sich „Panthéon“ nennt, gehen tatsächlich nicht strahlen-

⁶⁶Dies zumindest legt der bibliophile Rezensent der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* nahe.

⁶⁷Antoine-François Mauduit, *Description d'un projet de bibliothèque composé à Rome en 1833, pour la ville de Paris*, Paris 1839.

⁶⁸„Überzeugt wie ich davon bin, dass wir noch nicht reich genug an Monumenten sind, die an die schönen Zeiten der Antike erinnern, um nicht zu versäumen, eine so schöne Gelegenheit zu ergreifen, diese Hauptstadt mit etwas Nachahmung dieser schönen Modelle zu bereichern, die unsere jungen Künstler in Rom bewundern und zeichnen werden, habe ich geplant, mein Gebäude aus drei Ordnungen zu bilden, davon für die ersten beiden die dorische und die ionische des Marcellustheaters adoptierend. Die dritte Ordnung muss korinthisch sein; [...].“ Ebd., S. 8 f.

⁶⁹Bei den in den Pariser Bibliotheken vorhandenen Exemplaren von Mauduits Schrift fehlt dieser Plan ebenso wie in dem Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek. Der hier vorgelegte Plan stammt aus dem Exemplar, das die *National Art Library* des Londoner *Victoria and Albert Museum* mit der Signatur 503.BB.11 vorhält.

, sondern kreuzförmig vier Galerien aus. Sie münden in einen ebenfalls elliptischen Gebäudering, von Mauduit als „Colisée“ bezeichnet. Die ellipsoide Form erklärt Mauduit vom Standort des Bibliotheksgebäudes zwischen Louvre und Tuilerienpalast her, deren sich nicht treffende Achsen durch das Bibliotheksgebäude zugleich kaschiert werden sollen. Der Kuppelsaal in der Mitte enthält als Dekoration die Bilder, Statuen und Büsten auch hier vergangener Geistesgrößen aus den Künsten und Wissenschaften. An seinen umlaufenden Wänden sind in doppelwandigen Galerien⁷⁰ Bücher, Antiken und Münzen untergebracht. Nur im Sommer als Lesesaal dienend,⁷¹ sieht Mauduit in ihm zugleich einen repräsentativen Ort für Preisvergaben und Staatsakte. Befindet sich das eigentliche Bücherdepot in den mittleren Geschossen, so erfüllen Ober- und Erdgeschoss des Komplexes andere Funktionen. Während Mauduit das von oben beleuchtete Obergeschoss für die regelmäßigen Kunst- und Industrieausstellungen öffnet, hat das Erdgeschoss den Zweck, eine Passage zwischen Louvre und Tuilerienpalast zu bilden. Und es soll in den Arkaden zur *Place du Carrousel* hin eine Art „Basar“ unterhalten, auf dem jedoch nur den Wissenschaften und Künsten affine Waren angeboten werden. Im Sinne Walter Benjamins haben wir es bei dem Bibliotheksent-

⁷⁰Die aus der Traglast der Kuppel resultieren.

⁷¹Was aus dem Problem der Beheizbarkeit dieses Saales und entsprechender Brandgefahr resultiert.

wurf Mauduits mit einem jener „Traumhäuser“ des 19. Jahrhunderts zu tun, hinter dessen antiker Hülle bereits die Moderne mit ihrer seriellen Warenproduktion haust. Der Verkauf der Laden- und Lagerflächen wird denn auch schon zur spekulativen Gegenfinanzierung der Baukosten für die Bibliothek in Erwägung gezogen. Die Wohnungen der Bibliotheksverwaltung bringt Mauduit ebenso wie die der Museumsverwaltung des Louvre in zwei Stadthäusern in den Ecken der *Place du Carrousel* unter. Mit ihrer Auslagerung aus dem Bibliotheksgebäude folgt Mauduit einer der Sicherheitsmaßnahmen gegen Brandgefahr, die sich seit dem späten 18. Jahrhundert durchzusetzen beginnt. Eine räumlich ähnliche Lösung hatte Durand für seinen idealtypischen Bibliotheksbau vorgeschlagen. Über die Verwaltungsräume oder den Ort des Bibliothekars in der Bibliothek selbst macht Mauduit keine Angaben. Aspekte der Überwachung kommen in diesem ein französisches Rom herbeisehenden Entwurf ebenfalls nicht zur Sprache.

Ein panoptischer Raum: der Bibliotheksentwurf

Benjamin Delesserts

Dafür erscheinen sie für die „forme panoptique“ konstitutiv, die Benjamin Delessert seinen beiden Bibliotheksentwürfen von 1835 und 1838 zugrunde legt. Während sich der erste auf die *Place du Carrousel* bezieht und als Rundbau angelegt



Abb. 10: Entwurf eines Bibliotheksneubaus für die *Bibliothèque royale* auf der *Place du Carrousel* von Antoine-François Mauduit, 1839.

ist, reagiert der zweite für die *Place de Bellechasse* auf diesen Standort mit einer Stauchung der Rotunde zu einem Oval, das von einem rechteckigen Baukörper mit Portikus ummantelt wird.⁷² Obwohl Delessert weder Architekt noch Bibliothekar ist, gesteht ihm der bibliophile Rezensent der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* zu, aufgrund seiner Erfahrungen, die er als Besitzer einer der umfangreichsten naturkundlichen Bibliotheken des 19. Jahrhunderts gesammelt hat,

⁷²Beide Plätze wurden in den 1830er Jahren als mögliche Standorte eines Neubaus für die *Bibliothèque royale* gehandelt.

gleichsam die „Sprache der Bibliothek“ zu sprechen.⁷³ Doch Delessert spricht nicht nur als Sammler, sondern auch als Bankier und Industrieller. Hebt er doch an seinen Entwürfen vor allem deren Ökonomie hervor.⁷⁴ So soll das für 800.000 Bände geplante Bibliotheksgebäude, wenn es als Rundbau beziehungsweise Oval ausgeführt wird, deutlich weniger Raum einnehmen als ein länglicher Baukörper, unabhängig davon, ob jener als durchgehendes Gebäude oder auf dem Grundriss eines griechischen Kreuzes mit Höfen angelegt ist. Delessert unterstreicht das auf seinem Bibliotheksplan durch einen visuellen Vergleich der entsprechenden Flächenausdehnungen. (Abb. 11)

Über die Mitte seines Bibliotheksrundbaus erhebt sich ein Tambour, der an Stelle einer Kuppel ein Zeltdach aufweist. Von außen ist er mit einem Figurenfries verkleidet, sodass der Lichteinfall ausschließlich durch die seitlichen Fensteröffnungen der Rotunde kommt.⁷⁵ Acht den Tambour tragende Sä-

⁷³ Anonymus, *La Bibliothèque royale*, S. 309. Wie Delessert in seinem *Mémoire* von 1835 zu verstehen gibt, bot ihm seine eigene Sammlung tatsächlich Anlass, über die beste Anordnung, die man einer Bibliothek geben kann, nachzudenken.

⁷⁴ Was auch die Baukosten und die Bauzeit einbezieht.

⁷⁵ In seinem zweiten Bibliotheksentwurf von 1838, bei dem er die „forme panoptique“ an die *Place de Bellechasse* als neudiskutierten Standort der Bibliothek anpasst, indem er den Rundbau zu einem ummantelten Oval werden lässt, sieht Delessert hingegen Oberlicht vor. Vgl. Benjamin Delessert, *Second mémoire sur la Bibliothèque Royale sur l'emplacement où elle pourrait être construite, et sur la meilleure disposition à donner aux grandes bibliothèques publiques*, Paris 1838.

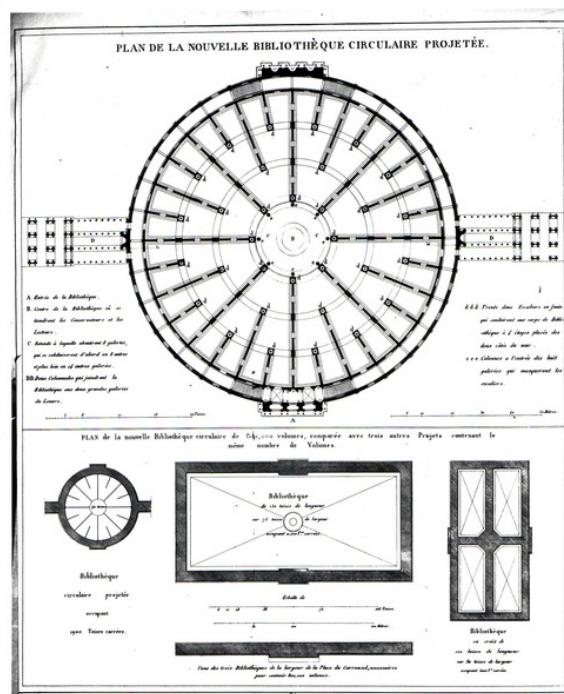


Abb. 11: Entwurf eines Bibliotheksneubaus für die *Bibliothèque royale* auf der *Place du Carrousel* von Benjamin Delessert, 1835.

len korinthischer Ordnung umlaufen den zentralen Saal im Inneren der Bibliothek. Von ihnen gehen radial acht Wände aus. Zwischen diesen sind jeweils noch einmal drei Wände unterschiedlicher Länge eingefügt. Alle Wände erstrecken sich über die gesamte Höhe des Raumes und sind beidseitig mit in Eisen ausgeführten Galerien und Büchergestellen versehen. Zugang zu den Galerien und Sammlungsbeständen erfolgt über gusseiserne Wendeltreppen. Rund zehn Jahre, bevor eine Eisenkonstruktion mit Labroustes Bibliothek *Sainte-Geneviève* in den Bibliotheksbau Einzug hält, nimmt Delessert sie hier vorweg. Sieht Delessert für seinen ersten Entwurf von 1835 noch vor, die gusseisernen Treppen hinter klassizistischen Säulen zu verstecken, dann sind in dem zweiten Entwurf von 1838 auch die Säulen, die den zentralen Saal einfassen, in Gusseisen ausgeführt. Die avancierte Verwendung des neuen Baumaterials verbleibt bei Delessert jedoch hinter einer klassizistischen Verkleidung der Gebäude nach außen; für Benjamin tritt die Moderne auch hinsichtlich der Baumaterialien in antiker Entstehung auf. Die räumliche Anordnung der Bestände verspricht zugleich eine ökonomische Beschaffung der an den Wänden zum Teil in Glasschränken verwahrten Bücher. Weder sind Lesesaal und Magazin räumlich voneinander getrennt, noch gibt es lange Beschaffungswege wie etwa bei einer Enfilade von Büchersälen. Vom räumlichen Mittelpunkt aus, an dem sich die Bibliothekare und die Aufseher („gardiens“) befinden, sind alle Wege

in alle Richtungen gleich begrenzt. Die Kreissegmente, gebildet durch die radial vom Zentrum ausgehenden Mauern, dienen hierbei der systematischen Aufstellung der Buchbestände. Ihnen sind an Klassen zugeordnet: Theologie, Jurisprudenz, Administration, Handel und Finanzen, Naturgeschichte, Wissenschaften und Künste, Literatur, Geschichte, Reisen.

Aus der Position des obersten Bibliothekars in der absoluten Mitte des Raumes leitet sich schließlich eine Ökonomie der Überwachung her. Denn von seinem zentralen Standort kann er mit „einem Blick die Galerien bis an ihr Ende überblicken und alle dort sich bewegenden Personen sehen“.⁷⁶ Auf diese Weise hätte er neben allen Bediensteten auch die 500 Leser, die in dem Saal Platz finden sollen, jederzeit unter Kontrolle; wobei Delessert zur Ausrichtung der Lesepulte keine näheren Angaben macht. In dieser räumlichen Disposition der Bibliothek besteht ihre „forme panoptique“. Unmittelbares Vorbild, das Delessert indessen nicht benennt, ist Jeremy Bentham's Panopticon: vorgesehen für überhaupt alle Gebäude, in denen eine größere Menge an Menschen zu „verwalten“ ist, wie Krankenhaus, Asyl oder Schule, nehmen die Insassen des Panopticons in ihren Zellen den äußeren Ring eines Rundbaus ein. Überwacht werden sie vom Gefängniswärter, dessen Beobachtungsturm in der Mitte des Gebäudes so eingerichtet ist, dass ein asymmetrisches Sichtverhältnis besteht. Während der Wärter alle In-

⁷⁶Delessert, Second mémoire sur la Bibliothèque Royale, S. 4.

sassen sehen kann, können diese nicht erkennen, ob sie gerade von ihm beobachtet werden. Weil sie dieses aber nicht können, werden sie sich jederzeit so verhalten, als ob sie unter Beobachtung stünden, nämlich regelkonform, so zumindest die Annahme Bentham's.⁷⁷

Delessert hat diese Quelle nicht genannt.⁷⁸ Als Vorbild seiner Rotunde für die *Place du Carrousel* zwischen Louvre und Tuilerienpalast führt Delessert lediglich eine von Louis-Pierre Baltard für diesen Standort entworfene Orangerie an.⁷⁹ Konnte er also davon ausgehen, dass die Anleihe der „forme panoptique“ bei Bentham's Panopticon in den 1830er Jahren so deut-

⁷⁷Vgl. Bentham, Panopticon; or the inspection-house.

⁷⁸Für Delesserts eigene Kenntnis des Panopticons kommen mehrere Kanäle in Frage. Zum einen ist hier die französische Ausgabe von Bentham's Schrift zu nennen. Vgl. Jérémie Bentham, *Panoptique. Mémoire sur un nouveau principe pour construire des maisons d'inspection et nommément des maisons de force; imprimé par ordre de l'Assemblée Nationale*, Paris 1791. Zum anderen wurde der Vater Benjamin Delesserts, Étienne Delessert, 1790 als Übersetzer einer finanzökonomischen Schrift Bentham's tätig. Der Neffe Jeremy Bentham's, der Botaniker George Bentham, besuchte in den 1830er Jahren wiederum Delesserts Herbarium in Paris. Es bestanden damit direkte Beziehungen zwischen den Familien Bentham und Delessert.

⁷⁹Hintergrund von Baltards Entwurf waren zwei von der Regierung unter Napoleon ausgeschriebene Wettbewerbe: 1807 für eine Orangerie für die *Place du Carrousel* und 1810 für eine Verbindung zwischen Louvre und Tuilerienpalast, für die neben Baltards Orangerie offensichtlich auch andere Rundbauten entworfen wurden. Mauduits und Delesserts Bibliotheksgebäude schließen in ihrer Konzeption an diese Platzgestaltung durch einen, die verschiedenen Achsen von Louvre und Tuilerienpalast überspielenden Rundbau an. Vgl. hierzu Pierre Pinon, *Louis-Pierre et Victor Baltard*, Paris 2005, S. 23-25.

lich war, dass sie nicht eigens erwähnt werden musste? Immerhin lag Bentham's entsprechende Schrift seit 1791 in französischer Übersetzung vor.⁸⁰ Oder wollte er die Beziehung seines Bibliotheksentwurfs zu einer Gefängnisarchitektur nicht weiter herausstellen? Die breite Rezeption seiner Entwürfe jedenfalls hat dieser Beziehung kaum Beachtung geschenkt. Schon Laborde, über dessen achten Brief zur Konstruktion von Bibliotheken insbesondere Delesserts erster Bibliotheksentwurf von 1835 in die Geschichte der Bibliotheksarchitektur Einzug gehalten hat, weist mit keinem Wort auf das Vorbild der „forme panoptique“ hin. Wohl aber kritisiert er die räumliche Disposition von Delesserts „surveillance complète“.⁸¹ Denn um sie realisieren zu können, müsste sich der oberste Bibliothekar nicht nur „beständig um eine bewegliche Achse drehen“, er müsste auch „mit einem Fernrohr und einem Sprachrohr“⁸² ausgestattet sein. Und was für die Repräsentation des absolutistischen Herrschers noch Sinn macht, dass alle räumlichen Linien in nur einem Punkt, dem von ihm eingenommenen Punkt (der *chambre du roi*), zentralperspektivisch zusammenlaufen, erweist sich für die Bibliothek als Nachteil. Laborde erkennt: „[...] und wie es nur einer Person gegeben ist, sich mitten im Zentrum zu platzieren, ist die Sicht für alle anderen noch

⁸⁰Jérémie Bentham, Panoptique.

⁸¹Delessert, Mémoire sur la Bibliothèque Royale, S. 4.

⁸²Laborde, Étude sur la Construction des Bibliothèques, S. 35.

weit ungünstiger, denn außerhalb dieses Zentrums der Konvergenz ist nicht mehr als eine Unordnung der Linien und der Regale, ohne irgendeine Regularität der Perspektive“.⁸³ Laborde Kritik an den Bibliotheksentwürfen von Delessert wird in der Folge vielfach übernommen. Es steht dabei jedoch weniger die „forme panoptique“ zur Disposition als der Rundbau als solcher, den Laborde – entgegen Delesserts Argumentation – ebenfalls für vollkommen unökonomisch hält. Eine Verbindung zu Bentham's Panopticon wird also auch nach Laborde nicht hergestellt. Eine Ausnahme bilden Edward Edwards *Memoirs of Libraries* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sowie ein Beitrag aus der jüngeren Historiographie der Bibliothek.⁸⁴ Das heißt nicht, dass Delesserts Entwurf beziehungsweise die „for-

⁸³Ebd.

⁸⁴Edwards schreibt: „Many years ago, the late M. Benjamin Delessert, distinguished both as a Member of the Chamber of Deputies, and as a botanist (and himself the collector of some 30,000 volumes of well-chosen books,) recommended the construction of a new building for the same Library, on that ‚panopticon‘ principle, the application of which to prisons was so enthusiastically advocated by Bentham.“ Edward Edwards, *Memoirs of Libraries: including a Handbook of library economy*, Vol. 1, London 1859, S. 712. Während Jean-François Foucaud lapidar feststellt, dass Delessert Bentham gelesen hat. Jean-François Foucaud, „Extensions et travaux de la Bibliothèque nationale“, in: *Histoire de les Bibliothèques francaises*, tome 3: „Les bibliothèques de la Révolution et du XIX siècle“, Paris 2009, S. 335–355, hier S. 340. Zur allgemeinen Rezeption des Panopticons in der Bibliotheksarchitektur des 19. Jahrhunderts, jedoch ohne Hinweis auf Delessert, vgl. Alistair Black, Simon Pepper u. Kaye Bagshaw, *Books, Buildings and Social Engineering. Early Public Libraries in Britain from Past to Present*, Farnham, Surrey u.a. 2009, S. 42–70.

me panoptique“ keine Wirkung gehabt hätte. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus entstanden neben weiteren panoptischen Bibliotheksentwürfen mehrere Kuppellese-säle, bei denen sich im Zentrum die bibliothekarische Aufsicht und der Katalog befanden. Die Anordnung der Lesepulte folgte in diesen Bibliotheken entweder einem radialen System wie im Lesesaal des *British Museum* (1854-1856) und der *Manche ster Central Library* (1930-1934) oder einem zirkulären wie in der *Congress Library* in Washington (1886-1897). Der „circular reading room“ galt als „ideal library space“, wo es um die Überwachung sowohl der Bibliotheksnutzer wie auch der Bibliotheksangestellten ging.⁸⁵

Epilog: Verkörperungen des panoptischen Blickregimes, oder die Büste des Souveräns im Zentrum der Bibliothek

Am Überwachungsturm des Panopticons, der seine Funktion auch dann erfüllt, wenn er nicht durch den Gefängniswärter besetzt ist, hat Michel Foucault seine These veranschaulicht, dass die moderne Disziplin kein souveränes Subjekt mehr voraus-setzt, das die Macht auf sich versammelt und für alle sichtbar ausübt.⁸⁶ Die Disziplin folgt einer anderen Logik. Sie ist über die gesamte Gesellschaft und ihre Institutionen verteilt und

⁸⁵Ebd., S. 52.

⁸⁶Vgl. hierzu Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (frz. 1975), Frankfurt/M. 1994.

beruht auf der Verinnerlichung räumlich strukturierter Verhaltensregeln. Für die panoptischen Bibliotheksentwürfe gilt das so nicht. Der Bibliothekar, der bei Chevret anstelle des absolutistischen Herrschers in das perspektivische Zentrum des (Bibliotheks)Raumes einrückt, bleibt dort auch bei Delessert. (Abb. 12) Und selbst Laborde, der Delessert einer radikalen Kritik unterzieht, wird das Zentrum seiner eigenen Bibliotheksentwürfe nicht leer lassen. Zwar wird das Zentrum seiner Bibliothek auf kreuzförmigem Grundriss nur von einer kleinen Kuppel bekrönt, doch befinden sich auch dort, im Karree um den Katalog herum angeordnet, die leicht erhöhten Pulte der Bibliothekare, von denen sich die in den Querarmen aufgestellten Lesepulte überwachen lassen. Das eigentliche räumliche wie panoptische Zentrum der Bibliothek wird bei Laborde jedoch weder durch die Aufsicht führenden und Buchbestellungen entgegennehmenden Bibliothekare gebildet noch durch den Katalog, sondern durch eine Büste des Souveräns, die Laborde oben auf dem kreisrunden Kataloggestell untergebracht hat. Der Souverän nimmt damit noch einmal (und dies bis zum Ende der Julimonarchie) den idealen Betrachterstandpunkt ein. Mit seiner imaginären Anwesenheit beherrscht er nicht nur den Lesesaal, im übertragenen Sinne beherrscht er auch die Bibliothek als inzwischen nationale Institution des Wissens und Gedächtnisses. Der Katalog als Verweisungssystem, über das auf den materiellen Buchbestand zugegriffen

wird, ist darüber buchstäblich zum Körper des Souveräns geworden.

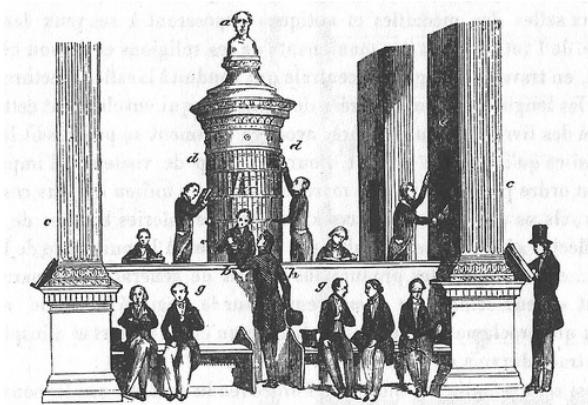


Abb. 12: Bibliothekskatalog mit Büste des Souveräns nach Léon de Laborde, 1845.

Wie die ausgehend von der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* rekonstruierte Bibliotheksdiskussion in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gezeigt hat, vollzog sich der Übergang von der barocken Saalbibliothek zur modernen Magazinbibliothek nicht linear. Die zahlreichen Entwürfe und Anschlüsse an andere Gebäudetypen zeigen, dass sowohl die Ausdehnung der Gutenberggalaxis im 19. Jahrhundert als auch die neuen Funktionen der Bibliothek für einen neuen Nutzerkreis

zuallererst reflexiv werden mussten, um darauf eine architektonische Antwort finden zu können. Einige dieser Antworten haben Bestand gehabt, andere nicht. Dem bibliophilen Rezensenten der *Revue générale de l'architecture et des travaux publics* bleibt abschließend zu sagen, dass Mauduit und Delessert nicht auf Chevret zurückgreifen mussten (und dieses wohl auch nicht getan haben), damit sie zu ihren Bibliotheksrbauten kommen konnten. Sein Verdienst bleibt es, mit dem Hinweis auf Chevrets Bibliotheksentwurf einen Moment in der Bibliotheksgeschichte festgehalten zu haben, als sich in die Bibliotheksrunde, Symbol eines enzyklopädischen, universalen Wissens, die Idee eines Blickregimes einschreibt, das von Bentham panoptisch genannt worden ist.

Vom Ort zum Akteur. Heterotopologie + Akteur-Network-Theorie auf die Bibliothek bezogen

Hans-Christoph Hobohm

Es gibt wenige große Denker, die sich mit der Bibliothek als Idee beschäftigt haben. Die meisten unter ihnen wie Leibniz, Lessing oder Goethe waren selber Bibliothekare und deshalb eher mit praktischen Dingen beschäftigt oder von ihr geblendet (wie Borges). Es scheint als wäre sie ein solches Faszinosum, dass sie, wie bei der Heisenbergschen Unschärferelation, weder an ihrem Ort noch an ihrer Aktivität (das heißt Bewegung) dingfest gemacht werden kann. Zu den wenigen „Großen“, die sich substantiell zum Phänomen Bibliothek geäußert haben,

gehören Michel Foucault zur Bibliothek als Ort und Bruno Latour zum „Akteur-Netzwerk“ des Sammelns. Diese beiden Perspektiven sollen im Folgenden zusammengeführt werden.

Lange Zeit war die Normbeschreibung der Bibliothek die einer „speziellen Informationseinrichtung“,¹ ohne dass hinterfragt wurde, ob diese Verortung ihr gut tut. In den letzten Jahren hat jedoch nicht nur die Informationswissenschaft, auf die sich ja die Bibliothekswissenschaft lange Zeit als Mutterdisziplin bezog, eine kopernikanische Wende vollzogen: Vom IT-lastigen Systemparadigma zum sozio-kognitiven Ansatz und zur Anerkennung der Komplexität des Informationsverhaltens realer Nutzer mit Körper und in einem sozialen Kontext.² Eine solche Wende scheint sich in der Sicht auf Bibliotheken nicht nur aufzudrängen, sondern auch durchzusetzen. Einer der ersten, der eindringlich auf die blinden Flecke der Bibliothekswissenschaft hingewiesen hat, war Wayne Wiegand in ei-

¹Kaegbein, Paul (1973): Bibliotheken als spezielle Informationssysteme. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 20, S. 425–442. – kritisch dazu: Jochum, Uwe (2011): Die Selbstabschaffung der Bibliothek. In: Uwe Jochum und Armin Schlechter (Hg.): Das Ende der Bibliothek? Vom Wert des Analogen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann, S. 11–25.

²Ingwersen, Peter; Järvelin, Kalervo (2005): The turn: integration of information seeking and retrieval in context. Dordrecht u.a.: Springer (Kluwer international series on information retrieval). – Day, Ronald E. (2014): Indexing it all. The subject in the age of documentation, information, and data. Boston: MIT Press.

nem oft referenzierten Artikel in *Library Quarterly*.³ Er wies in Zeiten der Umbenennung der Library Schools in die späteren iSchools darauf hin, dass wir dem komplexen Phänomen Bibliothek mit dem IT-System-Paradigma nicht gerecht werden. Seine Analyse war, dass wir zwei blinde Flecke im Blick auf Bibliotheken haben: Wir kümmern(te)n uns zu wenig um den Ort des Nutzerkontaktes, und wir können nicht einschätzen, was das ist, was die meisten Nutzer in Bibliotheken machen: Nämlich Lesen.

Der Ort ist mittlerweile stark ins Zentrum der bibliothekswissenschaftlichen Argumentation gerückt. Bibliothek als „Dritter Ort“ ist fast schon ein Gemeinplatz. Immer noch nicht im Blick ist das, was die Nutzer eigentlich in der Bibliothek machen. Das öffnet natürlich auch Türen für Experimente wie Makerspaces, bei denen man merkt, dass auch mit solchen Aktivitäten in Bibliotheken die „richtigen“ Dinge passie-

³ Wiegand, Wayne A. (1999): Tunnel Vision and Blind Spots. What the Past Tells Us about the Present; Reflections on the Twentieth-Century History of American Librarianship. In: *Library Quarterly* 69, S. 1–32. - vgl. Hobohm, Hans-Christoph (2005): Desiderate und Felder bibliothekswissenschaftlicher Forschung. In: Petra Hauke (Hg.): *Bibliothekswissenschaft quo vadis? = Library Science quo vadis?* Eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen; Programme Modelle Forschungsaufgaben. München: Saur, S. 47–64. – sowie: Hobohm, Hans-Christoph (2007): *Bibliothek(swissenschaft) 2.0. Neue Auflage oder Wende in Forschung und Lehre?* In: LIBREAS (10/11).

ren und das sie dem „Phänomen Bibliothek“ irgendwie gerecht werden.⁴

Aus verschiedenen Diskursen⁵ kann man unabhängig vom Informationsparadigma folgende Grundfunktionen für Bibliotheken postulieren. Sie sind:

- Kultisch-herrschaftlicher, hegemonialer Knoten im Netz der Machtstruktur
- Instanz für das kulturelle Gedächtnis (=Funktionsgedächtnis)
- Werkstatt / Instrument zur Beförderung menschlicher Erkenntnis.

Der aktuelle Beleg für die erste Funktion kommt Mitte der 1990er Jahre aus Dänemark, wo Jens Thorhauge im Auftrag der EU das berühmte Whitepaper zu „Bibliotheken in der Informationsgesellschaft“ verfasst hatte.⁶ Neben der (aktiven!)

⁴Koh, Kyungwon (2013): Adolescents' information-creating behavior embedded in digital Media practice using scratch. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 64 (9), S. 1826–1841. DOI: 10.1002/asi.22878.

⁵Hobohm, Hans-Christoph (2013): Bibliothek im Wandel. In: Rainer Kuhlen, Wolfgang Semar und Dietmar Strauch (Hg.): Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation. 6. Aufl. Berlin: De Gruyter Saur, S. 622–632.

⁶Thorhauge, Jens et al (1996): Public Libraries and the Information Society. Study on behalf of the European Commission, DG-XIII/E/4, Prolib/PLIS 10340. Brüssel: EU, S. 3.

Hegemonialfunktion der Bibliothek in der Demokratie wird aber schon außerordentlich stark der Ort der Bibliothek betont, wenn sie als „Hauptakteur bei der lokalen Implementierung der Informationsgesellschaft“ bezeichnet wird und ihr folgende Aufgaben zugeschrieben werden:

- Partner für Demokratie und Informationsfreiheit
- Ort für Bildung und Lernen; Lieferant des Rohstoffes für Wissen
- Informationstechnikzentrum
- Kultureller Ort: „*a good social spot*“

15 Jahre später kommt wieder aus Dänemark die genauere Beschreibung für Ort und Raum der Bibliothek und ihrer Funktion bei der Stadtentwicklung: Das „Four Spaces Model“⁷

⁷Hvenegaard, Casper; Jochumsen, Henrik; Skot-Hansen, Dorte (2011): Biblioteket i byudviklingen. Oplevelse, kreativitet og innovation. Copenhagen: Danmarks Biblioteksforening; Det Informationsvidenskabelige Akademi. – Jochumsen, Henrik; Hvenegaard Rasmussen, Casper (2012): The four spaces. A new model for the public library. In: New Library World 112 (11/12), S. 586–597. – Skot-Hansen, Dorte; Hvenegaard Rasmussen, Casper; Jochumsen, Henrik (2013): The role of public libraries in culture-led urban regeneration. In: New Library World 114 (1), S. 7–19. – Jochumsen, Henrik; Skot-Hansen, Dorte; Hvenegaard Rasmussen, Casper (2014): Erlebnis, Empowerment, Beteiligung und Innovation: Die neue Öffentliche Bibliothek. In: Olaf Eigenbrodt und Richard Stang (Hg.): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin: De Gruyter Saur (Age of access? – Grundfragen der Informationsgesellschaft, 3), S. 67–80.

der Kopenhagener Informationswissenschaftler Hvenegaard, Jochumsen und Skot-Hansen, die die vier Räume der Öffentlichen Bibliothek so beschreiben:

- Inspirationsraum
- Lernraum
- Treffpunkt
- Performativer Raum⁸

und die Bibliothek in ihrer Rolle in der Stadtentwicklung gleichzeitig als

- Place (Icon, Placemaker, Catalyst)
- Space (open minded meeting place, public domain, experience-space)
- Relationship (partnership and creative alliances, hybrid cultural arenas, creative entrepreneurs)⁹

kennzeichnen.

⁸op. cit 2014, 70 (ursprünglich 2012)

⁹op. cit. 2011, 16 (Übersetzung ins Englische Knud Schulz)

Dass Bibliotheken mittlerweile ikonische Qualität im Stadtbild, aber auch auf einem Wissenschafts-Campus haben, bezeugen Beispiele wie die „Wissenspyramide“ in Ulm, die Public Libraries in Seattle oder in Birmingham bzw. der Konus der TU Delft, die Amöbe der BTU Cottbus oder „The Brain“ der FU Berlin. Die Inszenierung der Bibliothek als Erfahrungsräum hat schon eine lange Tradition. Nicht nur traditionelle Lesesäle, sondern auch neue Angebote und Funktionen wie Cafés, Restaurants, „Salons“ oder hyperaktive Musikbibliotheken wie „Kirjasto 10“ in Helsinki, Multimedia Experimentierflächen wie in Dokk1 – im „Urban Media Space“ – in Aarhus oder wie bei vielen Makerspaces nicht nur in Stadtbibliotheken zeugen davon.

An dieser Stelle kann man einen der wenigen großen Denker, die die Bibliothek thematisiert haben, erwähnen. Michel Foucault¹⁰ ordnet sie explizit den Heterotopien zu, den anderen Räumen, die eben nicht utopisch sind, aber doch anders, anderswo, divers oder herausgehoben. Interessanterweise ist einer der „fünf Grundsätze“, die Foucault Heterotopien zuschreibt, auch der der *Heterochronie*, das heißt es sind die Heterotopien, die einerseits mit der Zeit brechen, aber auch

¹⁰Foucault, Michel (2005): *Die Heterotopien. Zwei Radiovorträge ; [7. und 21. Dezember 1966]*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Zweisprachige Ausg.), S. 46.

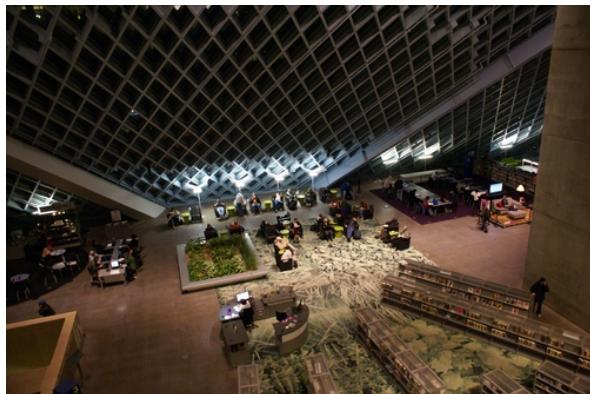


Abbildung 1: Seattle Public Library (2014)

Zeitspeicher darstellen.¹¹ Gerne vergisst man die Zeit beim Stöbern in Bibliotheksbeständen und trifft auf den Speicher des aus der Zeit herausgehobenen kulturellen Erbes. Wir werden auf dieses Verhältnis von Ort und Zeit noch einmal zu sprechen kommen.

Der Ort (Place) bleibt nicht nur der zweidimensionale, flache Punkt auf der Karte, sondern erhält sowohl eine symbolische Erhöhung als auch aktive Funktionen als „Maker“ und Katalysator. Schon hier erscheint die Bibliothek als besonde-

¹¹Chlada, Marvin (2005): Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault. Aschaffenburg: Alibri. S. 91.

rer (beziehungsweise besonders ruhiger) Akteur: Ein Katalysator ist ein Stoff, der allein durch seine Anwesenheit Reaktionen beschleunigt oder überhaupt erst ermöglicht, „ohne verbraucht zu werden“.¹² Die vielen Diskussionen um die ökonomische Wirksamkeit von Bibliotheken und ihres „Return of Investment“ (ROI) könnten diesem entsprechen. Aber auch die Nutzung von Bibliotheken tatsächlich als städtebauliche oder institutionelle Ikone deutet auf das Wirken genau dieser Funktion, ohne dass sich die Urheber entsprechender Bauten beziehungsweise die Verwender von deren Abbildungen auf Werbemedien¹³ dessen bewusst wären.

Es gibt eine ganze Reihe von Ideen zu besonderen beziehungsweise „dritten Orten“: von den *lieux anthropologiques* (im Gegensatz zu den *lieux de passage*) bei Marc Augé, dem „Third Place“ zwischen privat und öffentlich/beruflich bei Ray Oldenbourg, den hybriden Räumen (nicht fremd/nicht Heimat) bei Homi Bhabha oder dem „Third Space“ von Edward Soja, alle weisen ähnliche Charakteristika auf, wie wir sie bei Bibliotheken finden: Sie werden als neutral (politisch ungebunden), nivellierend (jeder ist willkommen), kommunikativ (Konversation = Hauptaktivität), niedrigschwellig (offene Strukturen), re-

¹²Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/wiki/Katalysator>, 12.9.2015.

¹³Wenn zum Beispiel die FU Berlin oder das Land Brandenburg mit ihren ikonischen Bibliotheksgebäuden Imagebildung betreiben (Philologicum Norman Foster Bau „The Brain“; IKMZ der BTU Cottbus, Herzog & de Meuron).



Abbildung 2: Hochschulbibliothek der BTU Cottbus (2006)

gelmäßig (Stammgäste, „Kundenbindung“), niedrig profiliert (keine kommerziellen Marken, kein Branding), als spielerisch (Atmosphäre, „ohne endgültiges Ergebnis“) oder als „aushäusig“ (weg von zu Hause) beschrieben. Ort und Raum (Place und Space) lassen sich nicht trennscharf auseinander halten, worauf zum Beispiel auch die Rede vom Raum als dritten Pädagogen hindeutet.¹⁴ Wenn sich Bibliotheken zunehmend als Ein-

¹⁴Malaguzzi, Loris; Ceppi, Giulio; Zini, Michele (1998): Children, spaces, relations. Metaproject for an environment for young children. Reggio Emilia, Italy: Reggio Children. (Malaguzzi wird der Begriff in den 1970er Jahren zu-

richtungen der informellen Bildung verstehen, ist es nur konsequent, dass sie nunmehr die Raumgestaltung und die Raum erfahrung als ihr Thema aufgreifen. Schon immer ist der bibliothekarische Raum Fragen der Ästhetik oder zumindest der adäquaten Repräsentation unterworfen. Frühe Bibliotheksarchitektur legte stets besonderen Wert auf die Gestaltung des Raumes. Die Bedeutung der Bibliothek als ikonischer Ort im städtischen Kontext hat in den letzten Jahrzehnten häufig die Außengestaltung der Bibliothek, ihr Erscheinungsbild in den Blickpunkt des Interesses rücken lassen. Eine Zeit lang geriet der (Innen) Raum der Bibliothek aus dem Fokus. Dies hat sich jedoch in den letzten Jahren deutlich geändert, vielleicht auch unter dem Eindruck des „spatial turn“ in den Sozialwissenschaften.¹⁵ Langsam erkannte man die Bedeutung des Raumes der Bibliothek im Hinblick auf die Akzeptanz durch Nutzer und Gesellschaft, aber eben auch im Hinblick auf die Lernprozesse, die in ihr stattfinden sollen.

Die Beschreibung des Raumes bei Skot-Hansen et al., als dem „open minded meeting place“, legt schließlich das Konzept des „Ba“ im Wissensmanagement nah, das Nonaka und geschrieben. Interessant aber auch, dass er hier in diesem neueren Buch von „relational space“ spricht.)

¹⁵Döring, Jörg; Thielmann, Tristan (Hg.) (2008): Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript.

Konno¹⁶ gar als dessen Grundlegung ansahen. „Ba“ ist das japanische Wort für Platz und Ort, aber auch für die Gelegenheit, also den Ort der Interaktion im Wissensmanagementkreislauf, an dem implizites Wissen externalisiert wird, zum Beispiel durch „story telling“ bei der eher zwanglosen Begegnung von Personen.



Abbildung 3: Stadtbibliothek DOK Delft (Bibliothek als dritter Ort)(2011)

¹⁶Nonaka, Ikujiro; Konno, Noboru (1998): The Concept of „ba“: Building a Foundation of Knowledge Creation. In: California Management Review 40 (3), S. 40–54. - vgl. Hobohm, Hans-Christoph (2010-2014): Ba. In: Stefan Gradmann und Konrad Umlauf (Hg.): Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft. (LBI). 2 Bände. Stuttgart: Hiersemann, S. 49.

Auch für die dritte Komponente im dänischen Modell, die Beziehungsarbeit, ergeben sich schlagkräftige Beispiele aus Bibliotheken der letzten Zeit und sei es nur die Dialogkultur der wieder an Bedeutung gewinnenden sozialen Bibliotheksarbeit oder Aktivitäten wie „living libraries“ (lebende Bücher) oder der „Heritage Browser“ am Multitouch Table des DOK Delft, an dem Generationen übergreifende lokale (Familien-) Geschichten stattfindet. Die Bibliothek als Beziehung (Relation) belässt ihr in diesem Kontext auch nicht nur eine einfache Differenzqualität zum Beispiel als Urdefinition von Information, was ja zu der Definition von Bibliotheken als spezielle Informationsysteme passen würde. Vielmehr ist hier einerseits suggeriert, dass sich an diesem Ort (auf/in dieser Arena) Beziehungen (kreativ, selbstständig?) bilden beziehungsweise dass die ‚Bibliothek‘ in ihrer Hybridität Beziehungen herstellt. Aus der dänischen Perspektive bleibt das im Grunde eher politisches Postulat für die Bibliothek als Motor der Stadtentwicklung. Zahlreiche aktuelle Beispiele zeigen aber, dass ‚Bibliothek‘ tatsächlich so funktioniert oder zumindest auf diese Weise von Architekten, Stadtplanern oder anderen Stakeholdern der Bibliothek instrumentalisiert wird.

Mit der Setzung der Bibliothek als Ort, Raum und Beziehungskatalysator ist nun allerdings noch nicht erklärt, warum diese behauptete (neue) Rollenzuschreibung vor allem auch in ihrer Komplexität funktioniert. Sie bleibt appellativ oder (be-

)wundernd deskriptiv in Fallstudien gelungener neuer Bibliotheksgebäude des Auslands.

Hier gilt es, sich auf andere Grundfunktionen der Bibliothek zu besinnen. Sie ist ja nicht nur Knoten im Netz der Machtstrukturen und Werkstatt zur Beförderung von Wissen, sondern immer schon auch konkrete Instanz für das Funktionsgedächtnis des, wie wir sagen, „kulturellen Erbes“. Alle Überlegungen, die Bibliothek nicht mehr nur als Büchermagazin und Ausleihanstalt zu sehen, versuchen lediglich, die in der Bücherflut des 19. Jahrhunderts aus dem Blick geratenen weiteren, nur indirekt thematisierten Funktionen wieder zu entdecken, ohne wirklich ihre Funktion als Dokumenten- oder Wissensspeicher tatsächlich in Frage zu stellen. Zu Zeiten des besonders dringlichen werdenden Problems der Wissensflut entsteht übrigens eine neue informationswissenschaftliche Subdisziplin: die Dokumentation mit ihrem verzweifelten Versuch, wenigstens das Wissen der Welt zu erschließen, wenn man es schon nicht sammeln kann.¹⁷

Die mit den beiden anderen verknüpfte Funktion des Sammelns und Erschließens des kulturellen Erbes kann besonders anschaulich beobachtet werden bei dem Dokumentationsunterfangen der Bibliothek des Assurbanipal zur Bewah-

¹⁷Day, Ronald E. (2008): *The modern invention of Information. Discourse, history, and power.* updated and rev. pbk. ed. Carbondale: Southern Illinois University Press.

rung der eroberten babylonischen Schriften, bei der Übersetzerwerkstatt der Septuaginta in Alexandria oder selbst bei den öffentlichen Bibliotheken des römischen Reiches mit ihrem griechisch-römischen Doppelcharakter. Die Bewahrung des kulturellen Erbes sorgt sich stets um die Schriftträger und Dokumente der jeweiligen Zeit sowie um deren Dokumentation, Kulturtransfer und *re-documentarisation* im neuen Kulturreis. Oft (wenn nicht immer) findet dies am Ort und im Raum der Bibliothek statt, zum Beispiel im Skriptorium. Die aktuellen Bemühungen um „digitale Langzeitarchivierung“ gehen beispielsweise mit der bibliothekarischen NESTOR-Initiative in eine ähnliche Richtung wie entsprechende Bestrebungen zu Zeiten der Renaissance im Zusammenhang mit dem letzten großen Medienbruch von singulären Papyrus- oder Pergamentrollen zu seriell produzierten Buch-Kodizes.

Diese Situation näher zu beleuchten versuchte die unter dem Pseudonym R.T.Pédauque bekannt gewordene (große) französischsprachige Wissenschaftlergruppe, die die Wiederentdeckung des Dokuments *à la lumière du numérique / im Lichte des Digitalen*¹⁸ beschreiben half. Schon Ranganathan¹⁹ hatte

¹⁸Pédauque, Roger T. (2006): Le document à la lumière du numérique. Caen: C & F éditions. – vgl. auch: Pédauque, Roger T. (2007): La redocumentarisation du monde. Toulouse: Cépaduès éditions.

¹⁹Ranganathan, Shiyali Ramamrita (1996): The five laws of library science. Bangalore: Sarada Ranganathan Endowment for Library Science (Nachdruck der 2. Aufl. von 1963). - Buckland, Michael K. (1997): What Is a „Document“?

das Dokument im Blick als „embodied micro thought“, er legte aber den Schwerpunkt auf die durch das Dokument gegebene synchrone und diachrone Transportmöglichkeit (durch Raum und Zeit) und die Beständigkeit und Lagerungsfähigkeit von Informationen:

„[a document is an] embodied micro thought on paper, or other material, fit for physical handling, transport across space, and preservation through time“ und: „record on a more or less flat surface“.

Die Autorengruppe Pédauque hatte vor dem Hintergrund der zunehmenden Digitalisierung der Gesellschaft eine funktional-systemische Beschreibung des Dokuments vorgenommen. Das Dokument funktioniert (nicht nur im digitalen Zeitalter) in einem dreifachen Spannungsfeld, das Pédauque mit „Vu - Lu - Su“ kennzeichnet: Es muss überhaupt erst erkennbar sein (*vu*: gesehen), es muss verstanden und erinnert werden (*lu*: gelesen) und es muss bemerkt und rezipiert werden (*su*: gewusst). Die Dokument bezogenen Eigenschaften der Bibliothek beschreibt einer ihrer Autoren, Jean Michel Salauün, im Kontrast zu den anderen Funktionen und Instanzen des Dokuments als einen „immateriell, nicht rivalisierenden“ (das heißt nicht kommerziellen) Aspekt des „Gedächtnisses“ der „Gemeinschaft“, bezogen auf die Dokumentdimension „*Lu*“

In: Journal of the American Society for Information Science 48 (9), S. 804–809; S. 807.

– des Gelesenen.²⁰ Liegt hier eine der Lösungen des zweiten *blind spots* von Wayne Wiegand?

Bedeutsam bei Pédauin ist jedoch, dass die drei Dimensionen weiterhin nicht unabhängig von einander stehen, sondern sich bedingen. Salaün sieht das Dokument nicht unähnlich zu Ranganathan vor allem auch als Spur zur Vergangenheit, allerdings mit einer konkreten „Lektürevereinbarung“, die sich stets aus den anderen Dimensionen ergibt:

„[...] un document est une trace permettant d’interpréter un événement passé à partir d’un contrat de lecture“²¹

So ist das Lesen der bibliothekarischen Leser nicht nur von Alphabetisierung in kultureigener Medientechnik (und Code) abhängig, sondern steht im Kontext der Spuren der Gemeinschaft in Geschichte und Gegenwart und erinnert an die französische geschichtswissenschaftliche Diskussion um die Spuren (traces) von Geschichte²².

²⁰Salaün, Jean-Michel (2012): Vu, lu, su. Les architectes de l’information face à l’oligopole du Web. Paris: la Découverte (Cahiers libres). (eBook)

²¹„... ein Dokument ist eine Spur, die aufgrund einer Lektürevereinbarung erlaubt, ein vergangenes Ereignis zu interpretieren.“ (a.a.O.).

²²Vgl. auch: Ricoeur, Paul (2009): Archiv, Dokument, Spur. In: Knut Ebeling und Stephan Günzel (Hg.): Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten. Berlin: Kadmos, S. 123–137.

	Funktion	Art	Austausch	Modell	Interface
Vu	Kreation	materiell, rivalisierend	Gut, Aneignung	Verlag	Autor, Leser
Lu	Gedächtnis	immateriell, nicht-rivali- sierend	Zugang, Öffentliches Gut	Bibliothek	Gemeinschaft, Leser (pl.)
Su	Vermittlung	immateriell, rivalisierend	Aufmerksamkeit, Raum-Zeit	Spektakel (Dialog)	Ankündiger, Zuschauer

Vu - Lu - Su (nach J.M. Salatiin 2012, chap. 4; meine +Übertragung)

Woher kommt jedoch dieser *contrat de lecture* und wie funktioniert Lesen sogar als Grundlegung der bibliothekarischen Dokumentensammlung (und ihrer Rezeption)?

Wieder können wir Michel Foucault bemühen, der sich in seinem Nachwort „Un fantastique de bibliothèque“²³ zur *Tentation de Saint Antoine* von Flaubert explizit über diese Dokument-Funktion der Bibliothek ausgelassen hat. Die Bibliothek selbst ist schuld an so unglücklichen Schicksalen wie dem des Heiligen Antonius oder des Don Quichotte! Sie ist „Brutstätte des Geistes“ im positiven Sinn, kann diesen aber auch verwirren (à la Don Quichotte) oder in Versuchung führen (Saint Antoine). Die Bibliothek ist das aktivierende Medium und die in ihr angebotene Intertextualität die Voraussetzung für Gelingen und Scheitern ihrer Akteure, aber auch des Schreiben, ja der Autorschaft und Leserschaft selbst.

Umberto Eco greift diesen Topos bekanntlich im *Namen der Rose* wieder auf,²⁴ wenn Adson sinniert:

„Bisher hatte ich immer gedacht, die Bücher sprächen nur von den menschlichen oder göttlichen Dingen, die sich außerhalb der Bücher befinden. Nun ging mir plötzlich auf, dass die Bücher nicht

²³Foucault, Michel (1979): Un „fantastique“ de bibliothèque. In: Schriften zur Literatur. Frankfurt/M u.a.: Ullstein, S. 157–177. (Original 1966)

²⁴Taschenbuch-Ausgabe, München: dtv, 1980, S. 366. (Hervorhebung von mir)

selten von anderen Büchern sprechen, ja, dass es mitunter so ist, als sprächen sie miteinander. Und im Lichte dieser neuen Erkenntnis erschien mir die Bibliothek noch unheimlicher. War sie womöglich der Ort eines langen und säkulären Gewispers, eines unhörbaren Dialogs zwischen Pergament und Pergament? Also etwas Lebendiges, ein Raum voller Kräfte, die durch keinen menschlichen Geist gezähmt werden können, ein Schatzhaus voller Geheimnisse, die aus zahllosen Hirnen entsprungen sind und weiterleben nach dem Tod ihrer Erzeuger? Oder diese fortduern lassen in sich?“

Die Möglichkeit des Schreibens wie des Lesens ist keine (alleinige) Frage der Kenntnis des Sprach-Systems oder Textkanons, sondern ereignet sich im „Raum“ der Texte und Diskurse. Schon Ferdinand de Saussure wies darauf hin, dass nicht die *Langue* (das System/die Kompetenz) das Wesentliche ist, sondern die *Langage* (also die Performanz). Jacques Derridas Ansatz der *différance* geht darüber hinaus und sieht die Semiose als Prozess, der nicht nur linear, diskursiv und auf das eigene System bezogen ist, sondern ständig mehrdimensional, den Bezug zum fixen Konzept je verändernd.²⁵

²⁵ Wem dies zu sehr dem überwunden geglaubten Poststrukturalismus entspricht, dem sei der aktuelle Beitrag von Hubert Dreyfus und dem Kluge-

Die französische Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva, der das Verdienst zufällt, den sowjetischen Literaturtheoretiker Michail Bachtin wiederentdeckt zu haben, betont mit diesem, dass auch die Intertextualität nicht nur Zitat oder Plagiat des anderen benennbaren Textes ist, sondern sich im Prozess der Semiose mit ihrem ständigen Bezug auf den Kontext (vor allem unbewusst und nicht diskursiv) ereignet und so „latentes narratives Wissen“ von verschiedensten Ursprüngen transportiert.²⁶ Bachtins eigentliches Thema ist der „Chronotopos“, der zunächst als (interne) Zeit- und Ort-bezogene Erzählstruktur von Geschichten definiert wird, den er aber bei der Analyse der „Welt von Rabelais“²⁷ auf die gesellschaftliche Narration und den sozialen Kontext ausweitet. Ort und Zeit sind das Konstituens der performativen Lektürevereinbarung von Geschichte(n), ob textimanent oder den Kontext einbeziehend. Nicht von ungefähr ist in vielen Sprachen „Geschichte, histoire, storia, hi-

Preisträger Charles Taylor empfohlen, die zugegeben auf philosophisch komplexere Weise als Derrida, genau dies den „Ort des Prekonzeptuellen“ nennen, der zum Verständnis und zur Bewältigung des Realität (und des Seins) notwendig ist. (Dreyfus, Hubert L.; Taylor, Charles (2015): Retrieving realism. Cambridge, Mass. [u.a.]: Harvard Univ. Press.)

²⁶ Kristeva, Julia (1977): Polylogue. Paris: Seuil. – vgl. Hobohm, Hans-Christoph (1991): Der ästhetische Text als Depositum von Weisheit. In: Aleida Assmann (Hg.): Weisheit. München: Fink (Archäologie der literarischen Kommunikation; III), S. 547–554.

²⁷ Bachtin, Michail M. (1987): Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt: Suhrkamp.

story, ...“ das gleiche Wort wie „Erzählung, histoire, storia, story, ...“.

Eine Form von Chronotopologie thematisiert auch der deutsche Phänomenologe Wilhelm Schapp in seiner Grundlegung des Menschseins als „in Geschichten verstrickt“.²⁸ Der Mensch ist als zeitgebundenes Wesen das einzige, das sich der Zeit bewusst ist. Die menschliche Fähigkeit der Symbolverarbeitung verbindet sich hier mit seinem Empfinden der Eingebundenheit in Geschichten. Andere Lebewesen können zwar auch Informationen austauschen, aber nicht weiterverarbeiten; sie können sich erinnern, aber diese Erinnerungen nicht „aufheben“ – schon gar nicht in Geschichte(n). Aber auch die Sprache ist zeitgebunden und ortsgebunden in der Semiose und in ihrer Performanz. Der Mensch erlebt sich selbst als Autor und Leser seiner Geschichte und empfindet sich als sprachliches Wesen als Teil von anderen Geschichten – ob gewollt oder ungewollt – bewusst oder unbewusst. Er lebt mehr oder weniger bewusst in und zwischen Texten, Diskursen und Geschichten, die dazu dienen, die Realität zu erfahren, zu beschreiben und zu interpretieren.

Für den Geschichtsphilosophen Paul Ricoeur, der sich explizit auf Schapp beruft, ist das die ständige Arbeit an der Mi-

²⁸Schapp, Wilhelm (1953): In Geschichten verstrickt Zum Sein von Mensch und Ding. Hamburg: Meiner.

mesis,²⁹ die nicht nur die künstlerische Imitation der Realität ist, sondern zum narrativen Motor der Erzählung des Selbst im ständigen Dialog mit dem „ich“ wird.³⁰ Er zieht dabei bewusst beide Aspekte (die Historie und die Erzählung) zusammen, wenn er deren Funktionieren über die drei Mimesistufen: Der *figuration* (*mimesis praxeos*: die Erfassung der Welt), der *configuration* (der gestalterischen Arbeit) und der *refiguration* (der Rezeption im weiteren Sinne) erklärt. Die Arbeit der *figuration* ist nicht bloß Intuition oder interesse- und konzeptloses Wohlgefallen der Kognition, sondern bedarf eines „Gestells“ (wie Heidegger sagen würde) oder weiterer Akteure: Dies sind zum Beispiel die schon vorhandenen Konfigurationen anderer Geschichten, die Spuren oder vielleicht auch die Dokumente und Monamente der Historie. Kognition beziehungsweise Erkenntnis ohne diese ist nicht vorstellbar. Aber auch die Konfiguration der Geschichte selber, die Mimesis II, wie Ricoeur sie nennt,

²⁹Ricoeur, Paul (1983-85): *Temps et récit*. 3 Bände. Paris: Le Seuil. (dt.: „Zeit und Erzählung“, 3 Bde. München: Fink, 1988-91). - Arrien, Sophie-Jan (2007): *Ipséité et passivité. Le montage narratif du soi* (Paul Ricoeur, Wilhelm Schapp et Antonin Artaud). In: *Laval théologique et philosophique* 63 (3), S. 445–458. DOI: [10.7202/018171ar](https://doi.org/10.7202/018171ar).

³⁰Ricœur, Paul (2005): Narrative Identität. In: Peter Welsen (Hg.): Paul Ricoeur: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970-1999). Hamburg: Meiner (Philosophische Bibliothek, Bd. 570), S. 209–226; - Michel, Johann (2003): Narrativité, narration, narratologie. du concept ricoeurien d'identité narrative aux sciences sociales. In: *Revue européenne des sciences sociales* 41 (125), S. 125–142.

bedarf der intertextuellen Einordnung, des Kanons, der Sortierung, Taxonomie oder der Vitrine (siehe unten).

Erkenntnis (*figuration*) ist stets eine Übersetzung, eine Vermittlung – zur *configuration* und damit zunächst Reduktion und dann aus der Vielfalt der Realität die Verstärkung und Verdeutlichung der „figurativen“ Elemente durch Standardisierung, Typologie oder Synopse. Auch wenn dieses Modell bei Ricoeur narratologisch geschichtsphilosophisch gedacht ist, so zeigt es doch Parallelen zur vu-lu-su-Trias von Pédaque und damit zum (digitalen) Dokument an sich. Pédaque hat interessanterweise keine solche chronotopologische Perspektive. Vielleicht fehlt hier noch die informationswissenschaftliche Verbindung zum narrativen Wissensmanagement³¹ und die Lösung der Debatte um die Beziehungen zwischen Dokument, Information und Wissen.³²

Die Beschreibung des menschlichen Erkenntnisprozesses in Bezug auf sein Verstricktsein in Geschichte(n) und Diskursen ist im Grunde auch die Resonanz zwischen dem Geschichtsphilosophen Paul Ricoeur und dem Wissenschaftssoziologen Bruno Latour, denn letztere Argumentation des Verhältnisses

³¹S. oben zum Konzept des „ba“; sowie: Schreyögg, Georg; Koch, Jochen (Hg.) (2005): Knowledge management and narratives. Organizational effectiveness through storytelling. Berlin: Erich Schmidt.

³²Hobohm, Hans-Christoph (2012): Information und Wissen. In: Konrad Umlauf und Stefan Gradmann (Hg.): Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 73–80.

der Erfassung von Welt und ihrer Repräsentation in Sammlungen stammt aus einem in der Bibliothekswissenschaft leider sehr wenig beachteten Text³³ aus dem Jahre 1996 von Latour über: „Diese Netzwerke, die der Verstand nicht wahrnimmt: Labore, Bibliotheken, Sammlungen“. In einem Band zur politischen Funktion von Bibliotheken nimmt Latour Stellung zu Bibliotheken, indem er sie mit seinem Zentralthema, dem wissenschaftlichen Labor und der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie, verbindet. Das Sammeln als Kern bibliothekarischer Arbeit findet er ebenso bei Naturforschern wie Alexander von Humboldt, die die Welt in Form der Sammlung von Artefakten erkunden und diese für eine Erzählung in der Heimat aufbereiten. Interessanterweise nimmt er seinen Ausgangspunkt ebenso bei der Intertextualität der Bibliothek, fügt aber an:

„Après quarante années de travaux sur l'intertextualité et le splendide isolement du monde des signe, il convient de rappeler que les textes ont prise sur le monde et qu'ils circulent dans les réseaux pratiques et des institutions qui nous relient à des situations.“³⁴

³³Latour, Bruno (1996): Ces réseaux que la raison ignore - laboratoires, bibliothèques, collections. In: Christian Jacob und Marc Baratin (Hg.): *Le pouvoir des bibliothèques la mémoire des livres en Occident*. Paris: Albin Michel (Bibliothèque Albin Michel Histoire), S. 23–46.

³⁴Ebd., S. 28: „Nach vierzig Jahren Forschung über Intertextualität und die abgeschiedene Welt der Zeichen ist es an der Zeit, daran zu erinnern, dass Texte

Latour beschreibt die Arbeit des Wissenschaftlers (Autors) zunächst als Reduktion aus der Fülle der Erkenntnismöglichkeiten. Eine Arbeit, die er nicht alleine vornimmt, sondern stets geleitet oder unterstützt von anderen „Akteuren“, einem Konzept, das die Akteur-Network-Theorie (ANT) aus der Narratologie von Julien Greimas entlehnt.³⁵ Solche Akteure können reale Personen sein wie Assistenten in Natur und Labor, aber auch Erkenntnis leitende Konzepte oder gar Taxonomien, die zum Beispiel auf Leerstellen hinweisen (auch dies schon bei Greimas angelegt!). Diese werden schließlich in der Sammlung der Artefakte des Naturforschers deutlich gemacht durch Amplifikation, das heißt der Zusammenstellung des Ähnlichen oder Systematischen, der Synopse der Vitrine (Latour drückt in seinem Text das Bild einer Vitrine mit ausgestopften Vögeln aus einem Naturkundemuseum ab) oder eben im Bücherregal. Dem Rezipienten der Erkenntnis und Sammlungsarbeit des Wissenschaftlers ist gegebenenfalls eine erneute Reduktion auf das einzelne Objekt vorbehalten, das dieser aber – selber wieder als

einen Zugriff auf die Welt haben und in praktischen Netzwerken und Institutionen zirkulieren, die uns mit Situationen verbinden.“ (meine Übertragung)

³⁵ Greimas, Algirdas Julien (1969): Éléments d'une grammaire narrative. In: L'Homme 9 (3), S. 71–92. Online verfügbar unter http://www.persee.fr/doc/hom_0439-4216_1969_num_9_3_367054. - Greimas, Algirdas Julien (1990): Narrative semiotics and cognitive discourses. Aus dem Franz. übers. London: Pinter. - vgl. Ricoeur, Paul (1980): La grammaire narrative de Greimas. Documents de recherches sémio-linguistique de l'Institut de la langue française, EHESS, CNRS, Paris no. 15 (1980).

potenzieller Autor – in die eigene Amplifikation stellt. Fokussiert man die Arbeit an der „Natur“ auf den Aspekt einer leitenden Taxonomie, so ist das vor allem die Arbeit am Kanon des Funktionsgedächtnisses (Assmann) – die Übersetzung „in das Gestell“. Eine diffuse, rein in einer abstrakten Semiose ablauende Intertextualität wird geerdet durch die Ausweitung des Akteurs-Konzepts über den Autor hinaus. Die ANT sieht diesen auch nicht als bewusst agierenden, sondern eher als Knoten in einem Netz von Potenzialitäten. In dieser Hinsicht spielt der Ort der Bibliothek als Werkstatt der Interaktion von Diskursen und Geschichten eben diese Rolle eines Akteur-Netzwerks. Der Kanon des sagbaren Diskurses, den das Funktionsgedächtnis ausmacht, muss nicht als normierte Liste oder feste Struktur verstanden werden, sondern eher als der große gesellschaftliche Narrativ, von dem Lyotard³⁶ spricht. Die „große Erzählung“ ist eine Konfiguration im Sinne Ricoeurs, die in beiden Richtungen der Mimesis angeschlussfähig ist: Als erkenntnis- und als rezeptionsleitende Instanz. Sie ist aber auch (oder eben gerade damit) im Sinne Latours ein Akteur, der bei der Reduktion fachlicher beziehungsweise poetischer Reduktion beiseite steht und „hilft“. Die ANT hilft die traditionelle Diskussion um

³⁶Lyotard, Jean François (1979): *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*. Paris: Minuit.

die Mimesis³⁷ genauso zu erden wie das ebenso abstrakte Konzept der Intertextualität.

Konkret bedeutet der Bezug auf die großen Narrative und den Kanon, die „Bibliothek als Partner der hegemonialen Instanz“ sehen zu können, zum Beispiel als Bildungseinrichtung, als Ort und Akteur der sozialen Integration oder auch als informationstechnischer Innovationsmotor. Bibliotheken haben immer wieder neue Rollen selbst in Bezug auf die eine hegemoniale Instanz „Demokratie“.³⁸ Der Konfigurationsprozess ist stets der gleiche, die „Dokumente“ ändern sich, das „Gestell“ sieht anders aus. Im Zeitalter des Narratifs „Innovation und Wachstumsglaube“ wird die Public Library „Inkubator“ und trägt somit genau zu dieser gemeinschaftlichen figuration/configuration bei, indem sie Makerspaces betreibt. Hier ist es überdeutlich: Die Bibliothek wird als Akteur verstanden.

Selbst wenn die Interpretation des Phänomens Bibliothek werkimmermanent bleibt, bekommt sie allein mit dem Konzept der Intertextualität den Charakter des Mediums, ja des Katalysators. Ihre Erdung mit der ANT und Ricoeurs (hermeneutischer) Mimesis Konzeption über das Scharnier der Narratologie und

³⁷Begründer des Konzepts und immer noch lesenswert: Auerbach, Erich (1946): *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Bern: A. Francke.

³⁸Zur hegemonialen Instanz: Gramsci, Antonio: „Hegemony“ (1929). In: Imre Szeman und Tomithy Kaposy (Hg.) (2011): *Cultural theory : an anthology*. Oxford [u.a.]: Wiley-Blackwell, S. 188–203.

der phänomenologischen Geschichtskonstruktion macht aus ihr zumindest einen Aktanten im rein narratologischen Sinn von Greimas oder eben ein Akteur-Netzwerk nach Latour. Das Lesen, die hermeneutische Refiguration muss an ihrem, an einem Ort stattfinden, betont zumindest das narrative Wissensmanagement. Aber auch ohne das Konzept des „Ba“ hier überzustrapazieren, eine konkrete Refiguration ist ohne Ort (und Zeitpunkt) der Begegnung und des Zusammenwirkens von Autor, Community und (Massen-) Medien nicht denkbar: Sie funktioniert am Dokument im Prozess des Vu-Lu-Su.

David Lankes Appell: „Die Aufgabe der Bibliothekare ist es, die Gesellschaft zu entwickeln durch die Ermöglichung der Wissensschaffung in ihren Gemeinschaften“³⁹ ist auch in diesem Sinn zu verstehen. „Facilitating Knowledge Creation“ wird vor allem durch diesen Prozess der Übersetzung der Realität in gesellschaftliche Strukturen ermöglicht. Bei Lankes sind dies die „Konversationen“ von Gordon Pasks „Conversation Theory“⁴⁰, die prekonzeptuelles Wissen transferieren helfen – also nicht nur Dokumente im herkömmlichen Sinn! Es ist Lan-

³⁹ „The Mission of Librarians is to Improve Society Through Facilitating Knowledge Creation in Their Communities“: Lankes, R. David (2011): The Atlas of New Librarianship. Cambridge, Mass: MIT Press; - Lankes, R. David (2012): Expect more. Demanding better libraries for today's complex world: Smashwords Editions. (dt. Übersetzung in Vorb.)

⁴⁰Pask, Gordon (1976): Conversation theory. Applications in education and epistemology. Amsterdam, New York: Elsevier.

kes Verdienst, darauf hinzuweisen, dass die Fixierung der Bibliothekare auf Dokumente im analogen Sinn besonders in einer digitalen Welt nicht mehr zeitgemäß ist. Von diesem Ausgangspunkt geht er über Pédauque hinaus und kommt auf einem etwas anderen Weg bei dem an, was sich ebenso über Foucault, Ricoeur, Latour und schließlich die dänischen Konzeptionen der Bibliothek (vielleicht europäischer) begründen lässt: Die Bibliothek als Ort und Akteur der Begegnung von Geschichten, die Wissen transferieren.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Karin Aleksander, Dr. phil., ist Leiterin der Bibliothek des Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, Humboldt Universität zu Berlin.

Ute Engelkenmeier: Ausgestattet mit einem ausgiebigen Studium des Bibliothekswesens (FHBD Köln, Musikbibliothekarisches Zusatzstudium HBI Stuttgart) und der Bibliotheks- und Informationswissenschaft (Humboldt Universität zu Berlin) seit 1995 in der Universitätsbibliothek Dortmund tätig, dort zehn Jahre lang Öffentlichkeitsarbeiterin und seit vier Jahren Geschäftsbereichsleitung Medienbereitstellung und Information (Benutzung). Interessensschwerpunkte: Nutzerforschung, Lernortentwicklung, Marketing und Management Kontakt: ute.engelkenmeier@tu-dortmund.de

Frank Hartmann ist Professor für Geschichte und Theorie der Visuellen Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar. Er hat zahlreiche Publikationen zu Medienphilosophie verfasst und ist Herausgeber der Schriftenreihe „Forschung Visuelle Kultur“, darunter der Band „Vom Buch zur Datenbank. Paul Otlets Utopie der Wissensvisualisierung“ (Berlin 2012).

Hans-Christoph Hobohm ist seit 1995 Professor für Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Fachhochschule Potsdam. Neben Wissensmanagement und Informationsverhaltensforschung ist eines seiner Lehr- und Forschungsgebiete Bibliothekstypologie und Bibliothekstheorie.

Kirsten Wagner ist Professorin für Kulturwissenschaft und Kommunikationswissenschaft am Fachbereich Gestaltung der Fachhochschule Bielefeld. Davor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin, wo sie im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 447 „Kulturen des Perfomativen“ zu historischen und gegenwärtigen Formen räumlicher Wissensorganisation gearbeitet hat, darunter auch zur Bibliothek als materiellem Raum des Wissens. Ihre aktuellen Arbeits- und Forschungsschwerpunkte umfassen neben Fragen der Wissensorganisation Raum- und Wahrnehmungstheorien sowie eine Anthropologie der Architektur.

